

SAPERE AUDE

Heft 46 - Juni 1999



INHALT

Redaktionelles (Gründel).....	931
Jubilat! (Irmischer).....	932
Sprachlicher Einfluß des obersächs. Raumes (Naumann).....	934
Der VeF und seine Geschichte (Schwabe).....	946
Gedanken zum Gedenken (Mater).....	950
Die Namen der Fürstenschulen (Schwabe).....	951
Vom Freudenmädchen zur Namenspatronin (Gründel).....	953
Aussichten für die Klosterkirche in Grimma? (Müller).....	958
Wahrheit oder nur Vorwand? (Schwabe).....	959
P. Gerhardt und S. Pufendorf in Berlin (Brehm).....	961
Das Moldanum. gemalt von (Agricola).....	965
Tatort-Krimi „Fürstenschüler“ (Schwabe).....	966
Leseraussprache.....	968
Archivzugänge (Schwabe).....	969
Gedicht auf Lessing (Steinhaußen).....	972
Nach Redaktionsschluß (Pfausch).....	973

Aus dem Nähkästchen der Redaktion geplaudert

Der neuen Schriftleitung des SAPERE AUDE war/ist aufgegeben, S.A. von ephemeren organisatorischen Mitteilungen und Nachrichten zu befreien - sie werden durch den VeF-Kurier vermittelt - und inhaltlich zu grundsätzlicheren Themen zurückzukehren.

S.A. 46/99 soll(te) die Leser vorbereiten und gedanklich einstimmen auf die 450-Jahr-Feier von St. Augustin Mitte September 2000 und auf die dazu erscheinende Festschrift (schon ab Ende 1999 auf dem Markt).

Bei dieser Gelegenheit wurde bewußt und deutlich, daß Grimma und Meißen vieles gemeinsam und ebenso vieles anders haben und daß sie sich weder als Schulen noch als Schülerschaften sehr nahe gekommen sind.

Nach Auskunft Kundiger sei die einzige Berührung zwischen den Schulen die Ruderregatta nach Vorbild Cambridge/Oxford gewesen. Ob sie nur oder mehr auf der Mulde als auf der Elbe stattfand oder alternierend und wie oft überhaupt - könnte der/das Archiv(ar) Auskunft geben?

Das Vergleichen beider Schulen von 1543 bzw. 1550 bis heute erscheint reizvoll. Liegen doch Einzelbeschreibungen in den Fürstenschulbüchern von 1929/30 vor; aber eben 70 Jahre zurück und wenig komparatistisch.

Der neue Schriftleiter wollte diese Vergleichung in S. A. 46 beginnen und mit der Namensfrage Afra und Augustin anfangen. Welche Schwierigkeiten im Detail! Über die Hl. Afra kann man schreiben (und ich tat es 1992, vgl. S. 953 in diesem Heft). Aber was soll ein (Lexikon-) Artikel über den Hl. Augustin? Es geht doch in Grimma viel eher um (regulierte) Augustiner. Diese sind/waren nicht nach Art eines Stromes reguliert (= geordnet, bedient, eingestellt), sondern lebten nach der (Ordens-)Regel (=regula, vgl. Tafel = tabula, Titel = titulus) des Augustinus.

In Meißen fungierten die Parteigänger Augustins als Domherren, Priester, also nicht als Mönche. In Grimma hingegen waren die Augustiner Eremiten, Bettelmönche (aus Gotha).

In der Festschrift Grimma wird man darüber Näheres lesen.

Ein Vorabdruck in S. A. 46 war weder erwünscht noch rechtlich möglich. Gern hätte ich auch eine Studie darüber veröffentlicht, warum 1543 in Merseburg die 3. Fürstenschule verhindert und 7 Jahre später, am 14.9.1550, ersatzweise in Grimma eröffnet wurde.

Der in S. A. 45/98 S. 889f. genannte Klaus Steinhaußen gehört zum Afrajahrgang 1941, nicht 1942. Welcher Ehemalige liest und rezensiert für S. A. 47/2000 das 1998 in Hamburg erschienene Buch (212 Seiten, Verlag Rasch & Röhring) von Johannes Leeb, Wir waren Hitlers Eliteschüler?

Verfasser: Roland Gründel, (A 39a)

Anschrift siehe Umschlagseite

(4/99)

Herausgeber: Verein ehemaliger Fürstenschüler e. V.
Verantwortlich: Dr. Roland Gründel, (A 39a)
Florian-Geyer-Str. 101
12489 Berlin
Tel.: 030/677 18 07

Jubilate

Lobgesang auf St. Augustin

Melodie nach einer altrussischen Volksweise
Textfassung 1998 von Karl Irmischer,
Alumnus quondam Grimensis

Hört das helle Glöcklein klingen
übers Muldental weithin.
Drunten junge Menschen singen,
Jugend von Sankt Augustin.

Jubilate, jubilate, Lob sei dir , Sankt Augustin.
Jubilate, jubilate, Lob sei dir, Sankt Augustin.

Viele hundert Jahre geben,
seit ein Fürst dich auserwählt,
dir die Kraft zum Weiterleben
für die Jugend in der Welt.

Jubilate, jubilate, Lob sei dir, Sankt Augustin.
Jubilate, jubilate. Lob sei dir, Sankt Augustin.

Und so schallt es durch die Wälder
weit ins Sachsenland fürwahr,
über Wiesen, Straßen, Felder,
Landesschule immerdar.

Jubilate, jubilate, Lob sei dir, Sankt Augustin.
Jubilate, jubilate, Lob sei dir, Sankt Augustin.

Vertonung redigiert von Prof. Dr. phil. Gerhard Schulte.
Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität Dortmund

Zur Entstehung des Liedes „Jubilate, jubilate“

Im Jahre 1990, übergelukkiglich nach der wiedergewonnenen Einheit unseres Landes, kam ich nach langen Jahren erstmals wieder nach Grimma und war voller Hoffnung, daß unsere alte Schule in absehbarer Zeit wiedererstehen würde. Wir sangen damals zufällig in unserem Gesangverein in Nümbrecht das Lied „Jubilate, jubilate“, das für Weihnachten bestimmt ist. Da kam mir der Gedanke, den Text auf St. Augustin umzugestalten, da ich wie meine früheren Mitschüler wirklich Grund fand, wegen der erhofften Wiedererstehung der Landesschule zu jubilieren. Das Lied war fertig, aber da kam die Enttäuschung. Unkenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge und Unverständnis der Verantwortlichen in Dresden ließen den Traum bald zerrinnen, und ich ließ das Lied in der Schublade verschwinden.

Als ich jetzt von den Plänen für die 450-Jahrfeier im Jahr 2000 erfuhr, kam mir der Gedanke, das „Jubilate“ für dieses Jubiläum zu verwenden. Ich habe deshalb den Text den veränderten Verhältnissen angepaßt und würde mich freuen, wenn das Lied Anklang finden würde. Die Unterlagen hierfür übersende ich beifolgend.

Eine Tonbandkassette, auf der 8 meiner Sangesfreunde das Lied vortragen, soll Ihnen einen ersten Eindruck vermitteln. Bei den hiesigen Sängern hat sich beim Aufruf zum Einüben des Liedes die Bezeichnung „Augustinerlied“ eingebürgert.

Vielleicht wird es auch in Grimma einmal so heißen; dann könnte das Lied öfter, und nicht nur zur Jubiläumsfeier im Jahre 2000, gesungen werden. Der Gesangverein würde gerne zum Jubiläum, wenn auch nur mit einer kleinen Abordnung, nach Grimma kommen. Aber das ist natürlich eine Frage der Finanzierung, die noch geklärt werden müßte. Nümbrecht liegt ca. 40 km ostwärts von Köln in der Nähe von Waldbröl und gehört zum oberbergischen Kreis. Kreishauptstadt ist Gummersbach. Ca. 35 km von Nümbrecht entfernt ist Meinerzhagen, Sitz der ehemaligen Ev. Landesschule zur Pforte, die viele Jahre lang die Tradition der alten sächsischen Fürstenschulen gepflegt hat.

Verfasser: Dr. jur. Karl Irmischer (G 1929)
Am Eichenkamp 6, 51588 Nümbrecht

1998

Der Einfluß des obersächsischen Raumes auf die Entwicklung des Neuhochdeutschen*

Bei der Ausarbeitung des Textes für den heutigen Vortrag kamen doch mehrfach Bedenken auf, ob es mit den kennzeichnenden Wörtern tatsächlich seine Richtigkeit hat. Was heißt Einfluß? Sollte nicht besser von Mitwirkung oder Anteil gesprochen werden? Wieso obersächsisch, da wir heute doch nur von Sachsen und von Sächsisch sprechen, wenn wir uns selbst meinen, dagegen von Niedersachsen, wenn es um die eigentlichen, die ursprünglichen Sachsen geht? Und dann der Raum! Kann ein Raum überhaupt Einfluß auf die Sprachentwicklung ausüben, sind es nicht vielmehr die in einem geographischen Raum, der hier gemeint ist, oder die in dem politischen Gebiet lebenden Menschen, die das Sprachgeschehen bestimmen? In unserem Falle ist damit der wissenschaftlich so genannte Sprachraum gemeint. - Wir werden sehen, was als Endergebnis herauskommt.

Als vor geraumer Zeit in Grimma im Freistaat Sachsen Geborener, als im Land und Gau Sachsen zur Schule Gegangener und in den Krieg Gezogener, als aus Kriegsgefangenschaft ins Land Sachsen Zurückgekehrter, als zwischenzeitlich im Bezirk Leipzig Wohnender, im Bezirk Karl-Marx-Stadt alias Chemnitz Arbeitender und als Rentner nach Grimma im Freistaat Sachsen endgültig Zurückgekehrter und auch als Sprachwissenschaftler sollte ich wissen, was Sächsisch als Bestandteil des deutschen Sprachraumes kennzeichnet, obwohl nach wie vor keine völlige Klarheit darüber besteht, ob das Obersächsische nun schlechtes Deutsch, eine Mundart oder ein Dialekt oder gar eine Umgangssprache ist. Außerhalb Obersachsens sind sich offensichtlich aber alle darüber einig, daß das Sächsische der in der Rangfolge am untersten Ende der Akzeptanz stehende Dialekt ist, wie die in der „Leipziger Volkszeitung“ 1998 veröffentlichte Auswertung einer „repräsentativen Umfrage“ in der Bundesrepublik ergeben hat.

Laut Thema geht es aber nur am Rande um die heutigen Sprachverhältnisse in dem Gebiet, das den geographischen und politischen Namen Sachsen trägt, es geht vielmehr um einen sprachgeschichtlichen Zeitraum von rund 1000 Jahren mit entscheidendem Abschnitt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Und es geht auch nicht um den obersächsischen Raum allein, sondern sprachgeschichtlich um seinen ostmitteldeutschen Zusammenhang, um seine Einbettung in eine Vielzahl wirtschaftlicher, gesellschaftlich-sozialer, politischer und geistig-kultureller Prozesse besonders im 15./16. Jh., in jenem Zeitraum, in dem auch die Kennzeichnung Sachsen nach der herrschaftspolitisch bedingten Wanderung vom heutigen Niedersachsen über Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg schließlich zusammen mit der Kurwürde unser Gebiet zwischen Leipzig, Meißen, Dresden, Chemnitz, Zwickau erreichte.

In den letzten vier Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sind durch sprachwissenschaftliche Forschungen neue Erkenntnisse über die Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache und der modernen Standardsprache gewonnen worden. Der bedeutende Leipziger Germanist Theodor Frings ver-

trat seit der Mitte der 20er Jahre die Auffassung, die koloniale Ausgleichssprache deutscher Siedler sei die direkte Grundlage für die wettinisch-meißnische Kanzleisprache und für die Geschäfts- und Verkehrssprache unseres ostmitteldeutschen Sprachraumes. Die koloniale Ausgleichssprache sah er als Ergebnis der im 11./12. Jh. aus dem Westen, Süden und Norden in das slawisch besiedelte Gebiet zwischen mittlerer Saale und mittlerer Elbe einwandernden bäuerlichen deutschen Siedler aus Hessen, Franken und Niedersachsen. Belege für diese Auffassung von der Besiedlung sind - um in unserer unmittelbaren Nachbarschaft zu bleiben - die von Wiprecht von Groitzsch in der Gegend von Bad Lausick angesiedelten Franken, Flurnamen fränkischer Herkunft im Gebiet südlich von Colditz und niederdeutsche Flurnamen in der Partheniederung westlich von Naunhof. Westmitteldeutsche, besonders hessische Zeugnisse wurden für unser Gebiet durch Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas im Bereich des Wortschatzes ermittelt, z. B. Spreu gegenüber niederdeutsch Kaff und oberdeutsch Siede.

Inzwischen ist aber erkannt worden, daß von dieser ‚kolonialen Ausgleichssprache‘ kein direkter Weg zur wettinisch-meißnischen Kanzlei- und Geschäftssprache oder zu Luther oder zur neuhochdeutschen Schriftsprache führt. Die von Frings festgestellte ‚koloniale Ausgleichssprache‘ mit ihren entscheidenden Merkmalen im Nord- und Südmeißnischen ist nach Rudolf Große bei der Eindeutschung der altsorbischen Siedelgebiete im Spätmittelalter zur Mundart geworden. Durch neuere Untersuchungen zur Dialektologie und zur Kanzleisprache konnte nachgewiesen werden, daß die wettinisch-meißnischen Schreibnormen **nicht** auf dem Lautsystem der obersächsischen Dialekte beruhen und im schriftlichen Gebrauch der fürstlichen und der städtischen Kanzleien die wesentlichsten Merkmale des Obersächsischen gemieden wurden; hier finden sich teilweise bereits gesamtdeutsche Schreibweisen, wie sie sich auch im Neuhochdeutschen durchgesetzt haben.

Seit es schriftliche Aufzeichnungen in deutscher Sprache mit Hilfe der lateinisch geprägten Sprachtradition gibt, d.h. seit dem 8.Jh., sind mehrfach Versuche unternommen worden, einen Sprachausgleich innerhalb des mundartlich vielfältig aufgeteilten Sprachraumes herbeizuführen, der seit dem 10. Jh. zunehmend als Deutschland bezeichnet wurde. Nach der in althochdeutscher Zeit wohl weithin als verbindlich anerkannten karolingischen Hofsprache und der in mittelhochdeutscher Zeit zumindest in vielerlei Hinsicht vereinigend wirkenden mittelhochdeutschen Dichtersprache nimmt vom 14./15. Jh. an das Bemühen um einen überregionalen Sprachausgleich aus mehreren Gründen immer konkretere Formen an. Da gewinnt einerseits die geschriebene deutsche Sprache gegenüber der gesprochenen einen neuen sozialen Eigenwert, indem in den städtischen und obrigkeitlichen, vor allem den landesfürstlichen, Kanzleien und auch in der kaiserlichen Kanzlei ein ständig zunehmender Schriftverkehr zu überregionaler Sprachvereinheitlichung in Orthographie, Wortschatz und Flexion anregte und zugleich das bis dahin vorherrschende

Latein, das ja überregionale Geltung besessen hatte, von der muttersprachlichen Form der Kommunikation immer mehr zurückgedrängt wurde. So entstanden mehrere großräumige Schreiblandschaften oder Schreibdialekte:

- das Mittelniederdeutsche, die auf dem Lübecker Sprachgebrauch beruhende Sprache der norddeutschen Hansestädte mit Ausstrahlung in die Niederlande, nach Belgien, England, Skandinavien, ins Baltikum und nach Rußland,
- die westmitteldeutsche Geschäftssprache im Mittelrheingebiet,
- die ostmitteldeutsche Kanzlei- und Geschäftssprache in den Territorien der wettinischen Markgrafen von Meißen, der späteren Kurfürsten von Sachsen,
- das gemeine (= allgemeine) Deutsch in den großen Handelszentren Süddeutschlands von Augsburg bis Wien.

Weitere, die schreibsprachliche Vereinheitlichung im 15./16. Jh. fördernde und fordernde Gegebenheiten waren die Veränderung im Buchdruck durch die Erfindung der beweglichen Lettern und die dadurch bedingte weitaus höhere Produktivität der Druckereien mit der Notwendigkeit des Verkaufs dieser Produkte, die Erfindung des billigeren Papiers und die damit verbundene Ablösung des teuren Pergaments, die eine enorme Zunahme vielfältiger, notwendig gewordener schriftlicher Dokumentationen ermöglichte. Eine bedeutende Rolle kommt auch den großen revolutionären Umwälzungen dieser Zeit zu, besonders der Reformation, in der durch Luthers Wirken die Schulbildung einen grundlegenden Wandel, weithin überhaupt erst einen Neuanfang erlebte und mit Lutherschem Katechismus und Lutherscher Bibel zugleich Volkslesebücher geschaffen worden waren.

Im Zeitraum 14. bis 16. Jh. entwickeln sich also vielfältige gesellschaftliche und wirtschaftliche Gegebenheiten, die in bestimmter Weise einen Ausgleich im Schreibgebrauch einzelner Kanzleien, Orte und Gegenden erforderlich machten, damit eine Verständigung über die einzelne Schreibstube hinaus gewährleistet werden konnte. Dies führte aber zwangsläufig auch dazu, daß die schriftlich fixierte oder gedruckte Form der Sprachkommunikation in immer stärkerem Maße der Orientierungsmaßstab für Sprachrichtigkeit wurde.

In den Prozessen des Sprachausgleichs spielt der obersächsische Raum in dieser Zeit eine bedeutende, wenn in der Vergangenheit auch oftmals überbewertete Rolle. Die falsche Einschätzung beruht einerseits darauf, daß die auf das Spätmittelalter zurückgehende Widersprüchlichkeit zwischen Schriftsprache - oder besser Schreibsprache - und Sprechsprache zu wenig berücksichtigt wurde, daß die These vom Fortwirken der ‚kolonialen Ausgleichssprache‘ vorherrschte und die Äußerung Luthers zur Sechsischen cantzley einseitig auf die Schreibgepflogenheiten der wettinisch -meißnischen Kanzlei bezogen wurden. Luther begann bekanntlich erst ab 1516, also 32jährig, die Muttersprache bei entsprechenden offiziellen Anlässen zu verwenden. Und er hat bis zur ersten korrigierten Gesamtausgabe der Bibel selbst und durch Korrektoren in den Druckereien immer wieder vor allem lautlich-orthographische und flexivisch-grammatische Veränderungen in den ein-

zelnen Ausgaben vorgenommen, wobei der Anteil der Korrektoren und der Drucker bis heute nicht völlig geklärt ist. Er muß aber erheblich gewesen sein. Es gibt zahlreiche weit verstreute Zeugnisse Luthers über seine sprachliche Tätigkeit, sie stimmen aber in der äußerlichen Schriftfixierung nur selten mit unserem Schriftgebrauch überein. Zentrale Aussagen finden wir im Sendbrief vom Dolmetschen und in den Tischreden, den von Nachschreibern aufgezeichneten Gesprächsbeiträgen von Teilnehmern am Mittagstisch in Luthers Wittenberger Haus. In diesen Tischreden ist aus dem Jahre 1533 auch der oben erwähnte Bezug der sächsischen Kanzlei zu finden. Es heißt dort:

Linguae enim per se non faciunt theologum, sed sunt coadiutorium, oportet enim rem prius scire, quam linguis exprimatur. Nullam certam linguam Germanice habeo, sed comunem, ut me intellegere possint ex superiori et inferiori Germania, Ich rede nach der Sechsischen cantzley quam imitantur omnes duces et reges Germaniae; alle reichstette, fürsten, höfe schreiben nach der Sechsischen cantzeleyen vnser churfürsten. Ideo est communissima lingua Germaniae. Maximilian imperator et elector Fridericus imperium ita ad certam linguam definierunt, haben also alle sprachen in eine getzogen.

In Aurifabers deutscher Fassung lautet dies folgendermaßen: Aber die Sprachen machen für sich selbst keinen Theologen, sondern sind nur eine Hülfe. Denn soll einer von einem Ding reden, so muß er die Sache zuvor wissen und verstehen. Ich habe keine sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, damit mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurf. Friedrich, H. zu Sachsen haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.

Diese in allen Veröffentlichungen über Luthers Sprachgebrauch enthaltene, dort aber oft aus ihrem größeren Zusammenhang herausgelöste Aussage ist eingebettet in einen größeren Kontext, in dem es um den praktischen mündlichen Sprachgebrauch, um Sprachmischung und Wortentlehnungen bei benachbarten Sprachen, um das Verhältnis Böhmisch und Slawisch, um den Verfall der hebräischen Sprache im Vergleich mit dem Verhältnis zwischen Latein und Italienisch, um das Verhältnis zwischen Ausdruck und Inhalt geht. Luther wollte als im niederdeutsch-hochdeutschen Übergangsgebiet Aufgewachsener eine lautliche Sprachform verwenden, die im Sinne eines Sprachausgleichs sowohl den Nieder- als auch den Oberdeutschen verständlich war. Dies betrifft vor allem die an der Schreibung orientierte Lautung, nicht aber Satzbau, Wortwahl und Stil. Zu diesen drei wichtigen Bestandteilen der Sprachverwendung hatte er sich besonders eingehend im Sendbrief vom Dolmetschen geäußert und auf die hier angestrebte Volkstümlichkeit hingewiesen. Dabei lag ihm also auf diesen drei Sprachebenen eine Anlehnung an den Gebrauch der Kanzleien fern. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden.

Bedeutsam ist aber, daß dieses Bekenntnis zum Sprachgebrauch der sächsischen Kanzlei unmittelbar im Vorfeld der Veröffentlichung der Gesamtbibel erfolgt. Damals gab es keine im deutschen Sprachraum und bei allen Volksschichten gebräuchliche und verständliche Schriftsprache. Obwohl Luther die Bewohner des heutigen Obersachsens recht negativ und abschätzig beurteilte, war sein Entschluß entscheidend, seinem Sprachgebrauch vor allem bei seiner Bibelübersetzung, bei seiner Tätigkeit als textbewußter Dichter von Kirchenliedern, bei seinem Wirken im Gottesdienst und in der Predigerausbildung sowie als bedeutender und geachteter Hochschullehrer an der 1502 gegründeten, überregional und international besuchten Universität Wittenberg, an der Luther 1508 immatrikuliert worden war, den Schreibgebrauch der sächsischen Kanzlei zugrunde zu legen.

In der Sprachwissenschaft wird seit längerer Zeit darüber diskutiert, ob mit der sächsischen Kanzlei die wettinisch-meißnische oder aber die kurfürstliche Wittenberger Kanzlei des 1525 verstorbenen Friedrichs des Weisen gemeint sei, der ja in dem Zitat zusammen mit Kaiser Maximilian namentlich genannt wird und dem die wettinische Kanzlei der Wittenberger Linie unterstand.

Bereits vor Luthers Äußerung war die Kennzeichnung als Sachsen und als sächsisch auf Grund machtpolitischer Verlagerungen von Sachsen-Wittenberg auf Meißen übergegangen, 1423 auf die Wettiner, mit der Leipziger Teilung 1485 auf die Ernestiner und später dann bei der Wittenberger Kapitulation auf die Albertiner. Es ist also trotz des Hinweises von Luther auf seinen Fürsten Friedrich und trotz der Bemühungen einiger Sprachwissenschaftler, einen speziellen wittenbergischen Sprachstatus Luthers hervorzuheben, eigentlich ein wenig ergiebiger Streitgegenstand. Entscheidend bleibt das von Meißen ausgehende Streben nach einer überregionalen, im Lautsystem dialektfreien Schreibnorm. Andererseits war Wittenberg 1517 durch die Veröffentlichung von Luthers Thesen gegen den Ablass, durch die mit Duldung des Kurfürsten aus vielen Teilen Deutschlands zusammengekommenen bedeutenden Universitätslehrer, durch den hier 1522 begonnenen evangelischen Gottesdienst und den hier praktizierten Aufbau einer neuen Kirchenordnung zu einem geistigen Zentrum Deutschlands und zum Ausgangsort der lutherischen Reformation geworden. Im wettinischen Sachsen wurde zu dieser Zeit unter Herzog Georg noch ein strenger katholischer Kurs verfolgt. Allerdings waren bereits vorher in unmittelbarer Nähe Wittenbergs wichtige Entwicklungen erfolgt. So waren in der zweiten Hälfte des 15. Jh. die wettinisch-meißnischen Schreibnormen weithin hoch angesehen, und es hatten sich besonders günstige regionale Bedingungen für die Ausbildung einer überregionalen Kanzlei-, Geschäfts- und Literatursprache entwickelt. Diese besonders günstigen Bedingungen waren entstanden und wurden gefördert durch

- den frühen Silberbergbau im Erzgebirge (mit Vorstufe im Harz und dem Beginn des Kupferschieferbergbaus im Mansfeldischen im 15. Jh.),
- die frühen Manufakturindustrien besonders in Freiberg, Chemnitz und Zwickau,

- die zunehmende Verstädterung der Bevölkerung und die größere Mobilität besonders der sozialen Mittelschichten,
- die Belebung des Fernhandels mit Zentrierung des Osthandels auf die Leipziger Messen,
- die fortschrittliche wettinische Ämterverfassung und die herausragende Reichspolitik unter dem albertinischen Kurfürsten Moritz,
- den engen Zusammenhang von Kanzleitätigkeit und literarischen Aktivitäten im städtischen Bildungswesen besonders seit Beginn des 16. Jh.,
- die geistig-literarische Blütezeit in Leipzig, Zwickau, Erfurt und Wittenberg schon lange vor Luther,
- eine intensive Polygraphie in allen bedeutenden Städten des Gebietes, meist mit Zuzug der Drucker aus anderen Gegenden, besonders aus Oberdeutschland.

Die Vorbildrolle auf den damals entscheidenden Gebieten des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und geistig-kulturellen Lebens hatte Einfluß auf die Anerkennung und die Ausbreitung der wettinisch-meißnischen Kanzleinormen. Ein weiterer Begleitumstand ergab sich dadurch, daß im Verlaufe des 15. Jh. in dem bis dahin niederdeutschen Gebiet zwischen Halle, Magdeburg und Wittenberg in den Kanzleien das wettinisch-meißnische Hochdeutsch eingeführt wurde. 1458 erfolgte beispielsweise die Aufzeichnung in den Halleschen Schöffenbüchern noch in niederdeutscher Lautung. Die wesentlichste Bedingung für die Fortsetzung der vorlutherischen Sprachgeltung des Schreibgebrauchs der wettinisch-meißnischen Kanzlei bis ins 18. Jh. war zweifellos die Reformation als zunächst revolutionierende, dann aber als gemäßigt-reformerische kirchliche und politische Modernisierungsbewegung, die in den wettinischen Territorien, der damals sozialökonomisch fortschrittlichsten Landschaft Deutschlands, ihre Basis und in Luther ihren Wortführer hatte. Die sprachgeschichtlich bedeutsame und progressive Rolle Luthers besteht für unser Thema in seinem bewußten Streben nach einer überregionalen Sprachform. Sprechen nach der Schreibnorm bezog sich vor allem auf die Lautung und die Flexion. Der Gedanke, die Lautungsnormen aus der Schreibung abzuleiten, war aus mehreren Gründen auf fruchtbaren Boden gefallen. Damals hatten die Schriftzeichen in zunehmendem Maße bereits den Vorrang vor den Lauten gewonnen. Sie wurden immer mehr zum Maßstab für die gesprochene Sprache, wobei auch hier die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Stadt durch die Verschriftlichung vieler neuer Aufgaben- und Lebensbereiche maßgeblich mitwirkte.

Die Frage, warum sich Luther für eine an der Schreibsprache der sächsischen Kanzlei orientierte Lautung in der schriftlichen und mündlichen Kommunikation entschieden hat, die letztendlich in Druck, Schule und im Schreibgebrauch der breiten Öffentlichkeit, der Politik und der Verwaltung gesamtdeutsche Vorbildwirkung und Verbindlichkeit erlangte und ein entscheidender Meilenstein auf dem Weg zu unserer neuhochdeutschen Schrift- und Standardsprache wurde, ist mit dem obengenannten Hinweis auf sein Bemühen, bei seiner Bibelübersetzung von Ober- und Niederdeutschen

gleichermaßen verstanden zu werden, nur teilweise beantwortet. Auch standen soziolektale Anliegen des Besitz- und Bildungsbürgertums für ihn nur ganz am Rande. Er verfolgte mit seinen Bemühungen um eine der Schrift entsprechende Lautung in erster Linie religiöse und kulturpolitische Ziele. Es gibt Belege dafür, daß seine eigene öffentliche Redeweise in Vorlesungen, Predigten, Verhandlungen und bei den Tischgesprächen vorbildhafte Wirkung hatte. An den Universitäten Leipzig und Wittenberg erlernten die Studenten mit den höheren Studien auch die *Misnica lingua*, meist anhand von Luthers Schriften. Bei der Ausbildung des Predigernachwuchses empfahl Luther, daß aus sprachlichen Gründen eine Verbindung von Lehrerberuf und Predigeramt anzustreben sei. Im 17. Jh. wurde dann durch gutausgebildete sächsische Schulmeister die Lautnormung nach dem von Luther stets vertretenen Grundsatz „Sprich wie du schreibst“ eingeführt in Buchstabier-, Lautier-, Syllabierübungen, im Lautlesen, im Auswendiglernen protestantischer Kirchentexte, vgl. die Weimarer Schulordnung von 1619, die Schulordnung des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen usw. Nicht zu vergessen bei dieser Vorbildwirkung ist auch Luthers große Produktivität als Dichter von Kirchenliedern mit einer hohen Konformität von Wort und Ton. - Entscheidend war letztlich einerseits die Vielzahl der Bibeldrucke im Verein mit Katechismus und Kirchenliedern als Volkslese- und Sprechbildungsstoff und andererseits die Verbreitung und Neuanfertigung dieser Bibeldrucke im gesamten niederdeutschen Sprachraum im Zusammenhang mit der Durchsetzung der Reformation und dem annähernd gleichzeitigen Untergang der mittelniederdeutschen Geschäftssprache der Hanse.

Bis zu Luthers Tod wurden 430 verschiedene Ausgaben der Bibelübersetzung (Drucke und Nachdrucke) veröffentlicht, davon allein 101 in der kleinen Universitätsstadt Wittenberg, 61 in Augsburg, 46 in Straßburg, 39 in Nürnberg, 32 in Erfurt, 27 in Basel, 25 in Leipzig. Obwohl die 1534 erstmals herausgegebene Gesamtbibel sehr teuer war, sie kostete 2 Gulden, gab es nach amtlichen Schätzungen unter den 12 bis 15 Millionen Einwohnern Deutschlands etwa eine halbe Million biblische Schriften. 1534 bis 1548 soll allein Hans Lufft, der in Wittenberg das Monopol für den Bibeldruck erhalten hatte, 100 000 Exemplare der ganzen Bibel auf den Markt gebracht haben.

Luther ist aber nicht der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache, sondern seine bedeutsame Rolle besteht darin, daß er die ostmitteldeutsche Schreibform der wettinischen Kanzlei der Wittenberger Linie und der wettinisch-meißnischen, seit 1485 dann sächsischen Kanzlei für seine wegweisende Tätigkeit im Dienst der Reformation meisterhaft gestaltet verwendete. Luther ist auch nicht der einzige, der die Lautungsnormen aus den Schreibnormen ableitete. Die 1537 in Wittenberg erschienene *Orthographia* von Fabian Frangk enthält die gleiche Forderung für Leute, die „rechtformig“ schreiben oder reden wollen. Und auch in der Württembergischen Schulordnung von 1559 wird beim Syllabieren und Lesen im Sprachunterricht eine normgerechte Aussprache verlangt. Es ging dabei vor allem, wie der bedeutende Sprachhistoriker Wilhelm Braune bereits 1904 in seiner Akademierede

herausstellte, um die starken und schwachen Verschußlaute p t k und b d g, um die Verschußlautsprache von inlautendem und auslautendem b und g (habe statt hawe, trage statt trache, ruhig statt ruhich), die Bewahrung von ö und ü statt der entrundeten e und i (Löwe statt Lewe, Bühne statt Bihne), um die Verschmelzung der alten und der neuen Zwielaute ei, ou, öu (bein, boum, böume) / ei, au, äu, eu (mein, Haus, Leute). Hier gab es besonders im ostmitteldeutschen Sprachraum große mundartliche Abweichungen gegenüber dem schriftsprachlichen Gebrauch, so auch im Obersächsischen, worauf nun näher einzugehen ist.

Was bleibt von all dem Glanz für uns als Obersachsen, die Nachfahren der das Geschehen - auch das sprachliche - in Deutschland im 15./16. Jh. bestimmenden wettinisch-meißnischen Kursachsen, übrig? Sind der mit rund 20 Publikationen von dem Trebsener Gustav Schumann in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ins Leben gesetzte sächsische Partikularist Bliemchen, die sächsischen Parodien klassischer deutscher Gedichte des Leipzigers Edwin Bornmann, die von Lene Voigt in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts geschaffen, von den braunen Machthabern ab 1935 verboten, von den sozialistischen Machthabern nach 1945 als unerwünscht bezeichnet und vom Vertrieb in der DDR ausgeschlossenen Sächsschen Glassiger und Sächsschen Balladen, die erst nach der Wende von den Leipziger *academixern*, von Böhnke und Lange, von der in Funk und Fernsehen agierenden Frau Bähnert alias Tom Pauls, die von den in Colditz und Umgebung initiierten Sächsisch-Repräsentationen durch den ehemaligen Mathematiklehrer Pönack aus Thumirnicht und die von den Colditzer Frauen des Sächsischklubs im „Schloßwächter“ begonnenen Bemühungen um die Pflege und Vermarktung einer obersächsischen Aussprache wirklich die Repräsentanten des heutigen Sprachgebrauchs, sind sie - was die nach der Wende und gegenwärtig Bemühten betrifft - vielleicht sogar verkappte DDR-Nostalgiker, die ihrem Frust über bestimmte wirtschaftliche, soziale und politische Ungereimtheiten unserer Tage auf diese Weise Luft machen, und sind sie in bestimmter Weise mitbeteiligt an der seit dem 18. Jh. beginnenden, heute deutschlandweit gleichartigen Geringschätzung der obersächsischen Aussprache und der sie verwendenden Menschen?

Lange Zeit wurde dieser Wandel von der Hochachtung zur Abwertung mit dem Verlust der geachteten Position Sachsens durch den Siebenjährigen Krieg und den Befreiungskrieg gegen Napoleon in Zusammenhang gebracht. Sachsen hatte in beiden Kriegen mit auf der Verliererseite gestanden, große Gebietsverluste und Geldabgaben hinnehmen müssen und auch politische Demütigungen erfahren, die man - aus Neid, aber teilweise eben auch berechtigt - den Sachsen durchaus gönnte. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß dies eigentlich nur eine längst in der Sprachpraxis wirkende Entwicklung aufdeckte und nach außen deutlicher sichtbar werden ließ. Die in der Renaissance- und Barockzeit vielfach lobend hervorgehobene feine Redeweise und das kulturelle Selbstbewußtsein der (Ober)Sachsen, die oben

bereits erwähnte Tätigkeit gutausgebildeter sächsischer Schulmeister mit ihrer strengen Orientierung der Lautung an der Schreibung waren die eine Seite, die mundartliche und allgemeinsprachliche Entwicklung der Volkssprache mit ihren Wurzeln im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit war die andere Seite. Diskrepanzen zwischen Lautung und Schreibung, die auf volkssprachlicher Lautung beruhen, werden in unserem Muldentalkreis beispielsweise durch Varianten bei der Schreibung harter und weicher Konsonanten vor allem im Anlaut, im Nebeneinander gerundeter und ungerundeter Vokale und Zwielaute in der urkundlichen Überlieferung der Ortsnamen bereits seit dem 15. Jh. erkennbar, so für B/P bei Groß-, Kleinbothen, Bardau, Bach, Bahren, Beucha, Pausitz, Pauschwitz, Pöhsig, Podelwitz, Prösitz, Püchau - für D/T bei Deditz, Denitz, Dorna - für G/K bei Kaditzsch. - Häufig sind Belege für schriftsprachlich gerundetes ö statt etymologisch berechtigtem und mundartlichem e: Böhlitz, Böhlen, Döben, Pöhsig, Prösitz usw. Auch für eu statt altem ei finden wir Belege: Beucha, Leupahn. Bemerkenswert ist ferner das schreibsprachliche Umsetzen von intervokalischem -ch- in -g-: Wagelwitz, Höfgen, Wäldgen. Die drei zuletzt genannten Erscheinungen sind kanzleibedingte Versuche einer hochsprachlichen Aufwertung.

Die Sprachwissenschaft hat mit Hilfe umfangreicher Untersuchungen von Leipziger Wissenschaftlern, besonders des Frings-Schmitt-Schülers Rudolf Große, ermittelt, daß sich die obersächsische Umgangssprache, wie sie heute weithin verwendet wird, vom 18. Jh. an als gesprochene Form des Ostmitteldeutsch-Meißnischen zunehmend unter dem Einfluß der Großstädte Leipzig, Chemnitz, Dresden entwickelt hat. Daneben gab es bis in unser Jahrhundert noch kleinräumige Dialekte mit lokalen Besonderheiten, wie bei Mundartaufnahmen zur allgemeinen Sprachverwendung und zu Orts- und Flurnamen zu Beginn der 50er Jahre unseres Jahrhunderts bei der älteren und teilweise auch bei der mittleren bäuerlichen Generation für die als Meißnisch und Osterländisch bezeichneten Sprachräume Sachsens, also auch für unsere engere Heimat, ermittelt wurde.

Die umgangssprachlichen Komponenten des heutigen Obersächsischen bestehen in den oben bereits für das Frühneuhochdeutsche genannten Unsicherheiten bei der Unterscheidung der harten und weichen Konsonanten P/B, T/D, K/G, die in der Aussprache auf einer mittleren Ebene zusammenfallen. Eigentlich ist dies ein Zeichen der progressiven Sprachentwicklung, denn in der 1. Lautverschiebung, durch die sich das Germanische vom Indogermanischen abhob, und in der 2. Lautverschiebung, mit der sich das Deutsche aus dem Germanischen sprachlich ausgliederte, standen vor allem bei p t k und b d g mit ihren behauchten Varianten Veränderungen im Mittelpunkt, vgl. lat. pater/germanisch father, lat. pecu/gotisch faihu - englisch pound/deutsch Pfund, englisch water/deutsch Wasser, englisch two/deutsch zwei usw. - Andererseits hat das Obersächsische - wie das Oberdeutsche - die Diphthongierung von mittelhochdeutsch langem i, u, iu, zu ei, au, eu/äu mitgemacht, vgl. min niuwes hus zu mein neues Haus, niederdeutsch min niges hus, dagegen ist es bei altem ei, ou, öu - wie das Niederdeutsche - bei der

alten, von der neuhochdeutschen Norm abweichenden Lautung geblieben: bein als Behn, boum als Bohm und böume entrundet als Behme gegenüber neuhochdeutsch Bein, Baum, Bäume. - Das Obersächsische hat auch den Wandel von s zu sch vor Konsonant konsequent zu Ende geführt und nicht nur slange zu Schlange, smal zu schmal, snell zu schnell, sondern auch stab zu Sctab und spitz zu schpitz entwickelt. - Besonders stark ausgeprägt sind in der obersächsischen Umgangssprache Erscheinungen der lautlichen Verschmelzung: hammer = haben wir, simmer = sind wir, wemmer = wenn wir. Wenn ein Bayer in ähnlicher Lautung hamma, simma, wemma sagt, wird dies als Dialektmerkmal akzeptiert, dagegen zählen die obersächsischen Realisierungen zum „schlechten Deutsch“.

Die Beispiele für eine progressive Sprachentwicklung des Obersächsischen ließen sich noch erheblich vermehren, aber darum geht es ja hier und heute nicht. Letztlich hat die alleinige Orientierung auf ein seit dem Spätmittelalter immer stärker in Richtung neuhochdeutsche Schrift- und Standardsprache kodifiziertes Schriftbild eine Aufnahme von Neuerungen im Sprachgebrauch vor allem auf lautlichem Gebiet behindert und behindert sie auch weiterhin. Typisch dafür sind unter anderem auch Diskussionen über Einzelpositionen des neuen Rechtschreibförmchens.

Erfreulich ist, daß nach dem Renommiergehebe eines Teils unserer Altvorderen im 16./17. Jh. mit ihrem doch wohl übertriebenen Stolz auf den Wert des Meißnischen Deutsch wir Sachsen mehrheitlich unserer umgangssprachlichen Sprachverwendung heute normalerweise kritisch gegenüberstehen und vieles in unserem Sprachgebrauch ironisch und selbstironisch beurteilen. Es gibt aber in keiner deutschen Landschaft so viele auf Situationskomik und sprachlichem Ulk beruhenden Witze und Sprachspielereien wie in Sachsen, vgl. das Gespräch zwischen zwei Sachsen: der eine fragt: „Was machen Se denn?“ Antwort: „Breedchn“. Gegenfrage: „Da sin Se wo Farrer?“ Antwort: „Nee, Bäcker.“ -

Ganz gleich, ob die Äußerung Luthers, er rede - besser: er schreibe - nach der sächsischen Kanzlei auf Sachsen-Wittenberg oder auf Sachsen-Meißen bezogen wird, es steht fest, daß der Schreibgebrauch dieses ostmitteldeutschen Raumes an der sich damals nach Norden verschiebenden niederdeutsch-hochdeutschen Sprachgrenze besonders nach wettinisch-meißnischem Vorbild weithin die Norm in Richtung neuhochdeutsche Schrift- und moderne Standardsprache bestimmt. Neben Luther, den oben bereits mehrfach erwähnten gutausgebildeten sächsischen Schulmeistern, den in diesem Raum an den Universitäten Leipzig und Halle als geistigen Zentren wirkenden Persönlichkeiten wie dem Philosophen, Staats- und Rechtswissenschaftler Christian Thomasius, der 1687 an der Universität Halle Vorlesungen in deutscher Sprache einführte, dem Leipziger Literaturwissenschaftler und Schriftsteller der Aufklärungszeit Johann Gottfried Gottsched mit seiner 1748 erschienenen Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, übrigens der letzte, der die als herausragend angesehene Rolle des Obersächsischen nachhaltig verteidigte, alle haben versucht, den Status des Meißnischen Deutsch als

Sprachnorm hochzuhalten. Es gibt ab 1556, beginnend mit der Aussage des Elsässers Jörg Wickram vom zierlich gut teutsch im Land zu Meißen, zahlreiche Zeugnisse für die Vorbildlichkeit dieser ostmitteldeutschen Sprachregion: 31 ostmitteldeutsche, 27 niederdeutsche, 14 aus dem ostdeutschen Raum, wobei immer auf die Redeweise der vornehmen, gebildeten Leute in Abgrenzung gegen den Dialekt hingewiesen wird. All dies bezieht sich auf die an der kodifizierten Schreibnorm orientierte Lautung, neben der die sich zur Umgangssprache entwickelnden Dialekte unseres Gebietes als Volkssprache im eigentlichen Sinne eigene Wege gingen. Auch in anderen Gegenden Deutschlands wurden die Mundarten, die Dialekte, wurde die Alltagssprache nicht von der Kodifizierung der Schriftsprache berührt, obwohl mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht alle Menschen mit dieser kodifizierten Norm vertraut gemacht werden. Unser Pech als Sprecher der obersächsischen Umgangssprache besteht eigentlich nur darin, daß unsere Aussprache so dicht neben der schriftsprachlichen Norm herläuft. Wenn wir uns mit unserer ausgeprägten Umgangssprache bemühen, die hochsprachlichen Normen zu treffen, geht meistens etwas daneben. Aber damit müssen und können wir leben.

Mundart und Umgangssprache sind gesprochene Formen des Sprachgebrauchs. Sie unterliegen anderen Gesetzmäßigkeiten und Wiedergabebedingungen als die kodifizierte Schrift- und Standardsprache. Sie können eigentlich nicht oder zumindest nicht exakt mit den Zeichen unseres Schriftalphabets fixiert werden. Für die exakte Kennzeichnung der jeweiligen, von der hochsprachlichen Norm abweichenden Lautung hat die Wissenschaft von den Mundarten und nichthochsprachlichen Lautungen spezielle Lautumschriften entwickelt, ähnlich denen, die in fremdsprachigen Wörterbüchern oder im Duden bei der Charakteristik der Aussprache von Fremdwörtern verwendet werden. Die Umschriftversuche von Lene Voigt sind vielfach genauso schwer lesbar wie die von Ludwig Thoma fixierten Äußerungen des bairischen Landtagsabgeordneten Josef Filser oder die von Fritz Reuter fixierten Aussagen von Personen in *Ut mine Festungstid*, *Ut mine Stromtid* usw. Abgesehen davon geben die Aufzeichnungen von Lene Voigt zahlreiche lautliche Varianten des Obersächsischen sehr ungenau wieder. Daß nach der in der Zeitschrift *Eulenspiegel* 9/98 auf Seite 5 abgedruckten Feststellung Peter Meiers vom Sachsenbuch-Verlag Leipzig nun auch noch die Bibel ins Sächsische übertragen wurde und auf dem 98er Weihnachtsmarkt verkauft werden soll, nachdem Luther sie in mühevoller Arbeit und mit vielen Problemen erst mal in eine neuhochdeutsche, dann auch standardsprachliche Fassung gebracht hat, halte ich - nicht nur wegen der konfessionellen Verhältnisse hierzulande - für ein fragwürdiges Unternehmen.

Was bleibt, ist das große historische Verdienst des obersächsischen, des wettinisch-meißnischen Raumes dank seiner lange zurückliegenden Vorbildwirkung und dank des Wirkens von Martin Luther in einer für die Entwicklung unserer deutschen Sprache entscheidenden Situation die Grundlagen für eine einheitliche Schriftsprache und für die moderne Standard-

sprache geschaffen, fixiert und wegweisend verbreitet zu haben. Daß Luther außerdem Bedeutendes für die Entwicklung des Wortschatzes, für die Fixierung grammatischer Formen, für Satzbau und Stil, für die Kongruenz von Inhalt und Form geleistet hat und dabei auch viele Anregungen aus der Volkssprache in den eigenen Sprachgebrauch umsetzte, soll abschließend doch noch einmal erwähnt werden. Auch da spielt Sachsen, zu dem Wittenberg zu Luthers Zeiten gehörte, eine Rolle, vgl. bei Luther Wörter wie *Hügel* gegen oberdeutsch *Bühel*, *Lippe* gegen *Lefze*, *Ufer* gegen *Gestade*, *Ziege*, *pflügen* usw.

Ich schließe mit einem Zitat, das vor 20 Jahren in der *Süddeutschen Zeitung* vom 29. August 1978 zu lesen war:

„Zum ersten Male wird im Weltraum deutsch gesprochen, wenn auch mit sächsischem Akzent, was die Sache gleich wieder ins Komische zieht. Der erste richtige Deutsche soll schließlich erst 1980 mit einem amerikanischen Spacelab-Raumschiff in den Weltraum fliegen.“

* Vortrag anlässlich der Veranstaltung zum 448. Gründungstag der Fürstenschule St. Augustin in Grimma am 14.9.1998

Literatur

- W. Besch. Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache /Standardsprache. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband. Berlin - New York 1985. S. 1781 - 1810.
- R. Große. Die meißnische Sprachlandschaft. Halle 1955 (*Mitteldeutsche Studien* 15).
- H. Naumann. Die Orts- und Flurnamen der Kreise Grimma und Wurzen. Berlin 1962 (*Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte* 13).
- P. v. Polenz. Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch. Göttingen 1985
- Ders., Glanz und Elend der sächsischen Sprachkultur. In: *Festschrift. 900-Jahr-Feier des Hauses Wettin*. Bamberg 1989. S. 225 - 232.
- Ders., Martin Luther und die Anfänge der deutschen Schriftlautung. In: *Luthers Deutsch*. s.u., 221 - 235.
- H. Walther. Zur Geschichte der Besiedlung des Colditzer Landes. In: *700 Jahre Stadt Colditz*. Colditz 1965, S. 55 - 65.
- H. Wolf. Luthers Sprache - aus seiner Sicht. In: *Helmstedt - Magdeburg - Wittenberg. Historische Studien zum mitteldeutschen Raum*. Bielefeld 1997, S. 25 - 29.
- Ders. (Hrsg.) *Luthers Deutsch. Sprachliche Leistung und Wirkung*. Frankfurt/Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1996.

Verfasser: Prof. Dr. phil. Horst Naumann,
Göschensstraße 13, 04668 Grimma

Der Verein ehemaliger Fürstenschüler e.V. und seine Geschichte

Im Jahre 2000 kann der Verein sein 125jähriges Bestehen feiern. Er wurde am 7. Dezember 1875 in Dresden gegründet. Im ersten Jahrzehnt seines Bestehens gehörten ihm nur ehemalige Fürstenschüler an, die in und um Dresden wohnten. Der Verein pflegte in dieser Anfangszeit vorwiegend Geselligkeit, veranstaltete zahlreiche Versammlungsabende, organisierte Vorträge der verschiedensten Art, gestaltete Festessen, machte Ausflüge. Von Anfang an gehörten ehemalige Schüler aller drei Fürstenschulen dem Verein an. Um die Gründung des Vereins hatten sich einige Pförtner besonders verdient gemacht.

In den ersten Jahren zählte der Verein über 200 Mitglieder. Bei dieser Zahl blieb es aber leider nicht. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß man beschlossen hatte, den Vorsitz jährlich unter den Angehörigen der drei Schulen zu wechseln. Dadurch ging die Einheitlichkeit und Ordnung in der Leitung verloren, was sich eben nachteilig auf den Verein auswirkte. Die daraus resultierende Mitgliederflucht und fehlender Nachwuchs machten sogar das Ende des Vereins absehbar. Es kam soweit, daß der Verein in den Jahren 1884 und 1885 kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Erst nach einer Versammlung am 16. Februar 1886, auf der eigentlich die Auflösung des Vereins beschlossen werden sollte, änderte sich die Situation. Es fanden sich Männer, die eine neue Vereinsleitung bildeten und den Verein gründlich umgestalteten. Der bisherige Vereinszweck der Geselligkeit wurde zurückgestellt und dafür die Unterstützung bedürftiger Fürstenschüler in den Vordergrund gerückt.

Im 1. Jahrzehntbericht (1876-1886) wurden die neue Sachlage und neuen Grundsätze festgehalten und allen bisherigen Mitgliedern und darüber hinaus weiteren 1000 ehemaligen Fürstenschülern zur Kenntnis gebracht. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Binnen zweier Monate konnten 300 neue Mitglieder gewonnen werden.

Auf der Hauptversammlung in Dresden am 29. Dezember 1886 wurde die Umwandlung des Vereins und seiner Aufgaben bestätigt und der Entwurf der **neuen** Satzung angenommen. (Die Texte der **alten** Satzung und der **neuen** Abfassung sind nicht bekannt. Unser Archiv hat keine Unterlagen.) Im 1. Jahrzehntbericht von 1886 heißt es dazu, daß der Verein nach § 1 bezweckt, „die Anhänglichkeit der ehemaligen Fürstenschüler an die Fürstenschulen zu pflegen und zu bestätigen“. Im § 2 werden die dazu einzuschlagenden Wege angegeben, nämlich die Geschichte der Schulen zu erforschen und zu beschreiben, eine dauernde Verbindung der ehemaligen Zöglinge mit den Schulen und untereinander herzustellen und würdige und bedürftige Fürstenschüler der Gegenwart auf der Hochschule zu unterstützen und die Schulen selbst bei gegebenen Anlässen zu ehren.

Die im Archiv befindlichen Satzungen von 1893 (als Neudruck bezeichnet) und vom 3. Juni 1898 beinhalten im Grunde genommen die gleichen Ziele.

Die Zahl der Mitglieder erhöhte sich im Verlaufe der folgenden Jahre sprunghaft. In einem Bericht im „Afranischen Merkbuch“ aus dem Jahre 1913 wird

von über 2300 Mitgliedern gesprochen. Dieser hohe Zuwachs beruhte aber im wesentlichen auf dem alljährlich erfolgenden Beitritt der Abiturienten aller drei Schulen. Dieser Modus war bis zum letzten Krieg üblich.

Zur Verwirklichung der in den Satzungen niedergelegten Aufgabe, die Geschichte der Schulen zu erforschen, führte der Verein sogenannte „Stammbücher“ ein. Diese Stammbücher erfaßten alle Schüler, die die drei Fürstenschulen von ihren Anfängen an (1543 bzw. 1550) besucht hatten. Bis 1900 erfolgte die Erfassung lückenlos (Fraustadt: Grimmenser Album 1900 / Hoffmann: Pförtner Stammbuch 1893 mit Nachträgen. Die Schüler ab 1901 bis zum Ende der Fürstenschulen 1943 bzw. 1945 sind in den alljährlich herausgegebenen Schülerverzeichnissen der drei Schulen zu finden.) Diese Stammbücher enthalten viele Angaben zu den Lebensläufen (soweit feststellbar und natürlich in Kurzform), so daß sie als wertvolle Quellen für Familien-, Orts- und Kulturgeschichte dienen können.

Seit dem Jahre 1898 gab der Verein den „Stammbuchboten“ heraus, ein Blatt, das die Aufgabe hatte, alle Nachrichten zu sammeln, die zur Komplettierung der Stammbücher dienten, um dort von jedem Lebensgang mit knappen Worten ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten. Zur Bearbeitung des Stammbuchboten hatte der Verein für jede Schule einen Stammbuchführer bestellt, der in ehrenamtlicher Tätigkeit alle neugewonnenen Daten zu erfassen und die alten ständig auf Richtigkeit und Aktualität zu überprüfen hatte. Das konnte natürlich nur gelingen, wenn möglichst viele Ehemalige ihm Zuarbeit lieferten. Unter dem Nebentitel „Nachrichtenblatt der Stammbuchführer des Vereins ehemaliger Fürstenschüler“ erschien dieser „Stammbuchbote“ von 1898 bis 1940 insgesamt 113mal. In der letzten Nummer 113 vom Dezember 1940 fehlten erstmalig die Angaben von Schulpforta. Eine Begründung dafür wurde nicht angegeben, vielleicht war der betreffende Stammbuchführer zum Kriegsdienst einberufen worden und hatte keine Zeit mehr für seinen Beitrag. Auch die Einstellung des „Stammbuchboten“ überhaupt war eine kriegsbedingte Erscheinung, als der Papiermangel dazu zwang.

Das Archiv des Vereins besitzt die komplette Reihe des Stammbuchboten mit seinen 113 Heften. Ebenso komplett befindet sich im Archiv ein weiteres Periodikum des Vereins, der „Jahresbericht des Vereins ehemaliger Fürstenschüler“, der von 1876 bis 1943 erscheinen konnte, bis auch ihn die Papierknappheit zum Aufgeben nötigte. Diese Blätter informierten ausführlich über die Ereignisse im Vereinsleben, brachten geschichtliche Beiträge zu den Schulen, Berichte von Tagungen usw.

Der Verein gab auch „Verwaltungsbestimmungen“ heraus. Die im Archiv befindlichen Exemplare stammen aus den Jahren 1898 und 1905. Andere Druckwerke des Vereins erschienen auch noch im Selbstverlag.

So wie das Schicksal der Periodika des Vereins vom Kriegsverlauf abhängig war und zu ihrer Einstellung führte, erging es dem Verein selbst nach Kriegsende. Er erlitt das gleiche Schicksal wie alle anderen Vereine in der DDR. Er wurde verboten und aufgelöst.

Die Kriegs- und vor allem die Nachkriegsjahre brachten es mit sich, daß die überwiegende Anzahl der ehemaligen Fürstenschüler - sofern sie den Krieg

und die Kriegsgefangenschaft überlebt hatten - in Westdeutschland Studiemöglichkeit, Arbeit und Brot gefunden hatten. Den Fürstenschultraditionen verbundene Ehemalige gründeten 1960 in der Bundesrepublik erneut den „Verein ehemaliger Fürstenschüler e.V.“ mit Sitz in Bremen/Hamburg. (Inzwischen ist der Sitz des Vereins traditionsgemäß wieder in Dresden, seinem Gründungsort.)

Den in der DDR lebenden ehemaligen Fürstenschülern blieb es versagt, Mitglied des neuen Vereins werden zu können. Der Vorstand konnte nur versuchen, die Anschriften der im Osten verbliebenen Ehemaligen zu sammeln, was aber durch Mauer, Telefon- und Postüberwachung äußerst schwierig und für die Ost-Partner auch nicht ungefährlich war. Erst die Vereinigung der beiden deutschen Staaten setzte diesen Schwierigkeiten ein Ende und ermöglichte dem Verein ein Wirksamwerden in ganz Deutschland. Sein Wirken ist politisch neutral. Er will die Tradition der ehemaligen sächsischen Fürstenschulen pflegen und erhalten. So sieht es auch die Satzung in der Fassung vom 10. Oktober 1992 vor. In ihr heißt es im § 1:

„Vereinszweck ist, die Tradition der ehemaligen sächsischen Fürsten- und Landesschulen St. Afra zu Meißen und St. Augustin zu Grimma zu pflegen und sich für den Neuaufbau dieser Schulen einzusetzen. Der Verein will zudem Verständnis für das Wesen der Fürstenschulen vermitteln, das sich aus ihrer jahrhundertelangen Geschichte ergibt, und für die Erhaltung und Fortentwicklung ihrer Eigenart in der Öffentlichkeit eintreten. Er bezweckt ferner, die Verbindungen der ehemaligen Schüler untereinander und mit den Schulen aufrechtzuerhalten und zu fördern.“

Und weiter heißt es im § 2:

„Der Verein dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken. Er verfolgt keine politischen Ziele. Sein Zweck ist nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet.“

Aus den Texten ist ersichtlich, daß die jetzt gültige Satzung die gleichen Grundprinzipien der bisherigen Satzungen enthält, diese aber den zeitlichen Entwicklungen angepaßt worden sind, was ganz besonders für die Zeit nach der Wende 1989 gilt. Im Text erscheint auch nicht mehr die Landesschule Schulpforta. Deren ehemalige Schüler haben nach dem Kriege einen eigenen Verein gegründet, den Pförtner Bund e.V. Dieser verfolgt die gleichen Ziele wie unser Verein, aber eben gezielt auf seine alte Schule.

Wie vor dem Krieg sind auch im neugegründeten Verein Stammbuchführer - je für St. Afra und St. Augustin - tätig, die die gleichen Aufgaben fortführen (Erfassung aller Lebensdaten der ehemaligen Schüler).

Von Zeit zu Zeit gibt der Verein in diesem Zusammenhang ein Anschriftenverzeichnis heraus mit den Adressen aller ehemaligen Schüler (soweit bekannt) ohne Rücksicht auf Vereinsmitgliedschaft. Ein weiteres Periodikum hat der Verein von den Schulen übernommen, die durch die Nachkriegsentwicklung dazu nicht mehr in der Lage sind: das „Afranische ECCE“ und das „Grimmaische ECCE“. Sie erscheinen im jährlichen Wechsel und enthalten die Lebensläufe einschließlich Foto der im Berichtszeitraum verstorbenen oder nachträglich bekanntgewordenen Sterbefälle ehemaliger Schüler und Lehrer.

Diese Reihe gibt es seit 1973. Die alten Schulen gaben diese ECCE-Hefte jährlich heraus, und zwar von 1876 bis 1943. Verantwortliche Bearbeiter waren und sind die Stammbuchführer.

Seit 1960 gibt es auch eine Vereinszeitschrift, die ein- bis zweimal im Jahr herausgegeben wird und für deren Inhalt der Vorstand und sein Schriftleiter verantwortlich sind. Der Titel der Zeitschrift heißt „SAPERE AUDE“, kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „Habe den Mut, deinen gesunden Menschenverstand zu gebrauchen.“

Der Verein ehemaliger Fürstenschüler besitzt auch ein eigenes Archiv, das seinen Platz seit 1992 im Gymnasium St. Augustin zu Grimma gefunden hat. Ein 1995 herausgegebener Katalog erfaßt alles, was zur Geschichte der Schulen, zu Lehrern und Schülern, zum Schulgründer etc. vorhanden ist.

Im Turnus von 2 Jahren fanden seit der Neugründung des Vereins an wechselnden Orten in der alten Bundesrepublik Fürstenschülertreffen bzw. Mitgliederversammlungen statt, die satzungsgemäß der weiteren Vertiefung der vorhandenen Bindungen der Fürstenschüler untereinander dienten. Seit der Wende finden diese Treffen ebenfalls im zweijährigen Turnus wieder in den alten Schulorten Meißen und Grimma statt, und zwar alternierend.

Da es naturgemäß aus der Gründungszeit des Vereins Zeitzeugen nicht mehr geben kann, ist man allein auf die Unterlagen angewiesen, die zu diesem Thema-Bereich in unserem Archiv vorhanden sind. Diese sind aber nicht so sehr zahlreich, was in der wechselvollen Geschichte des Vereins selbst, aber auch der Schulen begründet ist, denen man in der DDR-Zeit Bibliotheken und Archive genommen hat.

Seit 1998 schickt der Vereinsvorstand seinen Mitgliedern und Interessenten zur besseren Information untereinander den „VeF - Kurier“, der jährlich ca. dreimal herausgegeben wird.

Verfasser: Kurt Schwabe (G 1930)

Archivar des VeF

Anschrift siehe Umschlagseite

Redaktioneller Zusatz zum Zeitschriftentitel S.A.:

Die zwei Wörter stehen in einem größeren populärphilosophischen Gedicht des meistgelesenen römischen Dichters Horaz (epist. 1.2) und waren Anfang des 18. Jh. Motto, Logo einer schöngestimmten Vereinigung der Wahrheitsfanatiker (Alethophilen, Philalethen) Mitteldeutschlands. Von den Wahrheitsfreunden - wohl am ehesten vergleichbar den Freimaurern - übernahm Kant in Königsberg den Wahlspruch und machte ihn zur Losung der Aufklärung: Los, bediene dich (endlich) deines (eigenen) Verstandes und mach dich frei von geistiger Bevormundung, sei nicht feige!

Auf Afra waren die 2 Wörter nicht nur inschriftlich verankert (Hofort des Hauptgebäudes und in der Zwingermauer), sondern bildeten den geistigen Wahlspruch der Schule, ehe - gleichsam als Kontrapunkt gegen die Wahrheit(sfreunde) und Kant - 1879 ein Schritt zurück zum vielgerühmten afranischen Dreiklang CHRISTO PATRIAE STUDIIS getan wurde. (In den S.A.-Heften 14, 19, 30, 31, 35 kann der Interessierte sich weiter kundig machen zur Problematik.)

Gedanken zum Gedenken

Das Afranische ECCE gehörte zu den ungeliebten Schulfesten. Voraus gingen Torturen, darunter stundenlange Chorproben. Für das feierliche Gedenken an die Verstorbenen fehlte uns Schülern noch die Beziehung zum Tode; die haben wir erst im Kriege erfahren. Heute wissen wir auch, daß durch die Jahrtausende hindurch in allen Völkern aller Länder elementare Ereignisse wie Geburt, Tod und Grabpflege unverzichtbare Merkmale menschlicher Gesittung sind.

Das Grab Abrahams als eines Erzvaters der monotheistischen Religionen wird noch heute in Hebron verehrt; die Antigone des Sophokles gehört in allen Kulturstaaten zum Repertoire; in Rom unterschied man (nach E.R.Curtius) Patrizier von Proleten so: die einen kannten ihre Väter und Vorväter, ihre PATRES, zumindest dem Namen nach, und ehrten sie. Andere aber wußten nicht, woher sie stammten, wer ihre Vorfahren waren; sie sahen sich einfach nur als Nachkommen, das heißt als PROLETES. Auf Afra waren wir im schulischen Sinne Patrizier; denn wir wurden in Feiern auf ehemalige Schüler verwiesen, hörten von ihrem Leben und ihren Verdiensten, wurden Glieder einer ‚Unendlichen Kette‘. Nähern wir uns heute in der Traditionspflege den Proleten?

Der Krieg vernichtete Einzelschicksale, oft ganze Familien, und löschte mit den Menschen auch deren Namen aus jeder Erinnerung. Vieler Alt-Afraner kann nicht mehr beim ECCE gedacht werden; häufig wären Mitschüler die einzigen, die heute noch Auskunft geben könnten über Ungenannte - wie lange noch?

Früher nannten Schülerverzeichnisse die Namen, geordnet nach Klassen und Stuben; das Einzelschicksal fand seinen Platz in einer menschlichen Gemeinschaft. Unser ECCE-Bearbeiter Günter Gräfe hat alle verfügbaren Daten vorzüglich derart aufgearbeitet, daß sie in der Erinnerung eine verlorene Zeit teilweise auferstehen lassen. Diese Listen könnte man leicht vervielfältigen. Für viele ungenannte tote Mitschüler ließe sich daraus sowie aus der Erinnerung ein Lebensabriß für das ECCE rekonstruieren. Ist das für Überlebende eine Verpflichtung, oder wäre es nur ein romantisches Relikt?

Verfasser: Prof. Dr. phil. Erich Mater (A37)
Kranzallee 3, 14055 Berlin

Febr. 1999

Die Namen der Fürstenschulen in ihrer 400jährigen Geschichte

Es ist schon oft die Frage zu hören gewesen, wie eigentlich unsere Schulen im Verlaufe ihres Bestehens benannt worden sind. Obwohl bekannt ist, daß die Benennungen der Schulen in ihrer 400jährigen Geschichte mehrfachen Änderungen unterworfen waren, fehlt das genaue Wissen darum. Auch die bekannten Schulhistoriker für Meißen (Flathe) und für Grimma (Rößler) schweigen sich darüber aus.

Beiden Schulen aber ist gemeinsam, daß die bei ihren Gründungen ursprüngliche Bezeichnung „Landschul/Landesschule“ durchgehend bis zu ihren Auflösungen beibehalten worden ist. Als alleinstehender Name stand er für den weitaus größeren Zeitraum ihres Bestehens. In Verbindung mit einer zusätzlichen Bezeichnung wurde er relativ sehr spät - im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts - verwendet. Für die genaue chronologische Folge der verschiedenen Namensgebungen gibt es leider im Archiv keine entsprechenden Unterlagen. Dabei ist zu betonen, daß hierbei die Rede von den offiziellen, sozusagen amtlichen Bezeichnungen sein soll.

Da offizielle Unterlagen also fehlen, muß auf Archivmaterial zurückgegriffen werden, das man bei der Namensforschung als Grundlagen mit amtlich-offiziellem Charakter benutzen kann. Geeignet dafür sind die Schuljahresberichte beider Schulen, die diese alljährlich herausgegeben haben (erstmalig 1789) und die ebenfalls jährlich erscheinenden Schülerverzeichnisse. Beide Periodika führten jeweils den zu dieser Zeit gültigen Schulnamen im Titel an und können demnach als offiziell-amtliche Quelle betrachtet werden. Auf Grund dieser Quellen sieht die chronologische Reihenfolge der Schulbenennungen folgendermaßen aus:

St. Afra

- | | |
|------------------|---|
| 1543 - 1845 | Landschul/Landesschule Meißen
dazwischen auch - z.B. 1555-1577 -
churfürstliche Landesschule Meißen |
| 1846 - 1871 | Königlich-Sächsische Landesschule zu Meißen
(In manchen Jahren hat man auch ab und zu das „Sächsisch“
weggelassen, sicherlich ohne einen besonderen Grund) |
| 1872 - Nov. 1942 | Fürsten- und Landesschule St. Afra zu (in) Meißen
(bis 1918 auch ab und zu Königlich-Sächsische
Fürstenschule bzw. Fürsten- und Landesschule -
z.B. 1879 und 1893) |

St. Augustin

1550 - 1816	Landschul zu Grym (Grimme/Grimma) (auch manchmal Churfürstliche oder Chursächsische Landesschule Grimma) Landesschule Grimma
1817 - 1822	Königlich Sächsische Landschule zu Grimma
1823 - 1870	Königlich-Sächsische Landesschule zu Grimma
1870 - 1883	Königlich-Sächsische Fürsten- und Landesschule zu Grimma (auch hier wird ab und zu, wohl ohne besonderen Grund, das „Sächsisch“ weggelassen).
1884 - 1905	Fürsten- und Landesschule zu Grimma
1906 - 1937	Fürsten- und Landesschule St. Augustin zu Grimma
1938 - 1945	Fürstenschule Grimma (Staatliche Oberschule für Jungen)

Der Versuch noch oder wieder amtierender Altlehrer, die Landesschule 1945 zu retten, scheiterte zwar an der Entlassung dieser Lehrer Ende 1945, aber erstaunlicherweise behielt die Schule den Namen „Landesschule Grimma“ bis 1950, und die Schüler fühlten sich auch als Landesschüler (Schüleraufnahme aus ganz Sachsen/großes Internat).

Im Gegensatz zu den Schuljahresberichten, wo 1906 schon „St. Augustin“ im Titel vorkommt, erscheint bei den Schülerverzeichnissen dieser Beiname erstmals 1925, was aber belanglos sein dürfte.

Außerhalb der amtlichen Bezeichnung findet man im Gegensatz dazu die Begriffe „Fürstenschule/Fürstenschüler“, „St. Afra“ und „St. Augustin“ wesentlich früher. In Bibliographien, Katalogen und Verzeichnissen, die Literatur über die Fürstenschulen anführen, in Aufsätzen, überhaupt im öffentlichen Sprachgebrauch stößt man immer wieder auf diese Namen, und das schon ab Mitte des 18. Jahrhunderts, soweit man es bis jetzt in Erfahrung bringen konnte. Aber über diese Erscheinungen zu berichten, dafür wäre umfangmäßig eine weitere Arbeit erforderlich.

Verfasser: Kurt Schwabe (G1930)
Archivar des VeF
Anschrift siehe Umschlagseite

Grimma, den 3.2.1999

Vom Freudenmädchen zur Namenspatronin

Werden mir die Freunde Grimmas verzeihen, daß ich diesen Beitrag nur der Heiligen Afra widme und der Hl. Augustin unerwähnt bleibt? Aber um diese interessante Dame ist ein gewisser Schleier gebreitet, den ein wenig zu lüften sich vielleicht wieder einmal lohnt.

Ich erinnere mich nicht, auf Afra und/oder im Konfirmandenunterricht bewußt auf die Personalgeschichte unserer Namenspatronin hingewiesen worden zu sein. Ein irgendwie gearteter moralisch-pädagogischer Zeigefinger in Verbindung mit dieser schlimmen Person ist mir nicht erinnerlich - aber ein sonderlich aufmerksamer Schüler war ich nie.

Ein Tabuwort war die Heilige Afra ganz bestimmt nicht; denn wie viele tausend Male wurde die Wendung gebraucht „auf Afra“. Doch wer, Hand aufs Herz, hat sich je der Mühe unterzogen, die Heilige Afra irgendwo nachzuschlagen? Wer hat jemals die ganz simple Frage problematisiert, was eine katholische Heilige in der protestantischen Nachfolgeeinrichtung eines säkularisierten Klosters verloren hat?

Natürlich kann man in MEISSEN UND SEINE FÜRSTENSCHULE von 1929, S. 58-60 nachlesen, was Martin Hesse für die aktiven und die emeritierten Fürstenschüler über die Heilige Afra für mitteilenswert hält, ohne sittliche Gefährdungen auszulösen - nachlesenswert ist's auf jeden Fall. Doch wer ahnt, daß mittlerweile an der Heiligen Afra ein schier unendliches Gewicht wissenschaftlicher Literatur hängt?

Was ist geschehen, soll geschehen sein? Die Christenverfolgung Diokletians hat ihre Opfer auch in Augsburg gesucht und gefunden. Dort soll lebendigen Leibes wegen Widerstands gegen die Obrigkeit eine junge, nicht unattraktive Dame verbrannt worden sein, a.d. 304, Anfang August.

Man bewahrte die Erinnerung an dieses Ereignis, indem man ihr Grab pflegte, würdig herrichtete und zu einem Vorzeigestück der Römerstadt Augsburg machte. So kam der christliche Dichter Venantius FORTUNATUS um 565 nicht darum herum, den Weg von Ravenna nach Tours über Augsburg zu nehmen und das dortige Grab der berühmten Märtyrerin zu besuchen und von diesem Besuch mit den Worten zu künden: In der von Lech und Wertach umflossenen Stadt Augusta werden die Gebeine der hl. Blutzugin Afra verehrt.

Nun wurde es wirklich Zeit, das schlichte Faktum mit (un)passenden Geschichten zu umkleiden, weil ohne Public Relations eigentlich nichts so recht funktioniert. Eine oder mehrere fromme Legenden mußten her, um das Grab und die Afraverehrung ins Bewußtsein und in Gang zu bringen.

Entstehungszeit, Abfolge, handschriftliche Überlieferung usw., all das nachträglich Erfundene über Leben und Sterben der Heiligen Afra vor den Toren Augsburgs, beschäftigt die Forschung seit langem. Hängt doch an der Beantwortung zahlreicher Einzel- und Unterfragen in diesem Zusammenhang die Geschichte des Bistums Augsburg, die Architekturgeschichte der Stadt usw. Das lassen wir hier beiseite. Auch die Frage, wieso die liebenswerte Afra als Heilige allein nicht ausreichte, so daß man ihr den Bischof Ulrich als Mitheiligen und mehr und mehr Hauptheiligen der Stadt Augsburg beigab.

Sagte ich eben „liebenswert“? Ja, das ist das Besondere an der Heiligen Afra.

Das beliebte Sujet vom Heiligen und der Hure ist der Träger der Afraclegende(n). Man hielt es für gut, rund um die Märtyrerin vom August 304 Geschichten zu erzählen, die im Freudenhausmilieu angesiedelt waren. Beim „Thema 1“ sind ja der (schmutzigen) Fantasie keine Grenzen gesetzt, und auch die klösterliche Intelligenz war da durchaus erfindungsreich. Man ersann Namen und Details mit dem gewissen Reiz des Dirnenmilieus.

So weist z.B. Afras leibliche Mutter - oder ist unter Mutter mehr die Puffmutter zu verstehen? - Hilaria (etwa: die heiter Kokotte) mit ihrem Namen auf die Freudenhausatmosphäre hin, und „natürlich“ stammte die Familie der Afra, wenn sie denn überhaupt eine hatte, von der Liebesinsel Zypern. Geburtsstätte der schaumgeborenen Aphrodite.

Veneria statt Afra - so eine andere Überlieferung - macht unsere Namenspatronin schon vom Namen her zur Liebedienerin und Gunstgewerblerin.

Weniger oft ist über ihren Hauptnamen nachgedacht worden, eigentlich ja die Afrikanerin. Sicher war sie keine Schwarze. Aber unter den „nordischen Blondinen“ im Freudenhaus der römischen Garnisonstadt Augsburg war sie vielleicht die einzig Schwarzgelockte.

Mit den so gefundenen Bausteinen und Versatzstücken konnte man jene Erbauungsliteratur in Gestalt von Heiligenlegenden bestreiten, die sich großer Beliebtheit erfreute.

Für die Heilige Afra gibt es - wie für andere auch - verschiedene Versionen, von denen ich diese zum Abschluß mitteilen will:

In die Stadt Augsburg, Provinz Rätien, kam zu jener Zeit, in der die Diokletianische Christenverfolgung wütete, auf seiner Flucht der Bischof Narcissus mit seinem Adlatus Felix. In Unkenntnis, was für ein Haus er da betrat, landete er bei Afra, einer schwarzgelockten Schönheit, die eine stadtbekanntes Prostituierte war. Diese mustert die beiden Männer, hält sie für Fremdlinge, Touristen, die in der üblichen lusternen Sache gekommen waren, bewirtet sie reichlich und arrangiert mit ihren drei Puffschwestern Digna¹, Eumenia² und Euprepia³ alles Einschlägige in gewohnter Manier.

Ehe nun der Bischof zur Mahlzeit langte, begann er zu beten und Gott singend zu preisen. Afra, die nie etwas Derartiges gehört oder gesehen hatte, fragte ihn, was für ein merkwürdiger Fremder er denn sei. Da erfuhr sie von ihm, er sei Bischof. Sofort warf sie sich ihm zu Füßen und brach in die Worte aus: „Herr, ich bin nichtswürdig, und in der ganzen Stadt ist niemand nichtswürdiger als ich.“ Darauf der Bischof Narcissus: „Mein Retter und Erlöser konnte selbst durch größten Schimpf und Schande nicht besudelt werden. Seine Makellosigkeit hat allen Schmutz dieser Welt abgewaschen und in Reinheit verwandelt. ...Nimm auch du, Tochter, das Licht des Glaubens auf, damit du, befreit von aller Sündhaftigkeit, dich hinfert im Ergebnis meiner Fürsprache ewiger Seligkeit erfreuen kannst. ...Nur dieses eine tue: Glaube und laß dich taufen; und du wirst gerettet werden.“

1) (= d. Würdige, in modernen Zeitungsanzeigen etwa „Dominatyp“)

2) (= d. Wohlwollende, in Anzeigen etwa „tabulose Dame“)

3) (= d. Wohlgeformte, in Anzeigen etwa „tolle Oberweite“)

Afra bespricht sich nun mit ihren drei Mitschwestern, was sie von dem christlichen Bischof und seinem Taufversprechen halten. „Du bist unsere Wortführerin, was du vorlebst, machen wir nach.“ Alle Beteiligten verbringen nun die Nacht mit Beten und Singen. Am nächsten Morgen - offenbar hat der Bischof inzwischen begriffen, wo er die Nacht über weilte - fragte er die schöne Afra: „Sag, wo sind denn die geblieben, die sonst immer hier verkehren und auch gestern abend noch hier waren?“...

Afra geht dann zu ihrer ‚Mutter‘ Hilaria und erzählt ihr, ein christlicher Bischof sei bei ihr gewesen und habe die ganze Nacht mit ausgestreckten Armen gebetet und gesungen und habe sie und ihre drei Gefährtinnen veranlaßt, gleichfalls zu beten. Dabei sei das Licht ausgegangen. Doch als Afra ein neues holen wollte, habe der Bischof ihr zugerufen: „Suche kein Licht, das vergänglich ist; denn dir wird bald ein Licht aufgehen, das nie verlischt.“

Auch ‚Mutter‘ Hilaria wird vom Bischof Narcissus bekehrt und erzählt bei dieser Gelegenheit eine rührselige Familienstory: „Meine Eltern stammen von der Insel Zypern und haben von dort den Venus-Kult hierhergebracht, der ja doch nur von lasterhaften Frauen ausgeübt werden kann. Deshalb habe ich meine ‚Tochter‘ Afra dazu gebracht, gleichsam im Dienste der Liebesgöttin Freude am Freudenhaus und am Liebesdienst zu empfinden und sich öffentlich feilzubieten.“ Solches hörend, wird’s dem Bischof schwarz vor Augen. Er weint und fordert seinen Adlatus Felix auf, mit ihm zusammen intensiv zu beten.

Nun betritt auch noch der Teufel die Szene. Sein Disput mit Bischof Narcissus macht die Frauen um Afra ganz verstört. Doch am Ende findet eine Massentaufe des ganzen Afra-Clans statt, und der Bischof mit seinem Adlatus kann zufrieden nach Gallien weiterziehen.

Afra aber als stadtbekanntes Dame kommt bald vor den Stadtkommandanten Augsburgs, der sie auffordert, der kapitolinischen Trias ein Opfer darzubringen. Sie antwortet: „Meine Trias ist der dreifaltige Gott. Ich sehe Christus vor mir. Ihm bekenne ich meine bisherigen Sünden, ihn flehe ich an, meinen sündigen Körper und meine sündige Seele zu reinigen.“ Darauf der Kommandant: „Red keinen Unsinn! Ich höre und weiß, daß du eine Hure bist und folglich mit dem Gott der Christen nichts gemein haben kannst.“ Doch Afra antwortet ihm: „Christus, unser Herr, hat gesagt, er sei für die Sünder Mensch geworden. Von einer Dirne hat er sich die Füße waschen lassen und hat niemals verächtlich auf Huren, Zolleintreiber und Deklassierte herabgeblickt. ...Meine Erlösung und Hoffnung ist Christus, der, am Kreuz hangend, dem Räuber neben ihm die Segnungen des Paradieses versprach. Und wenn mein Körper noch so viele Qualen erleiden muß, ich werde meine Seele nicht durch ein heidnisches Opfer verbiegen und besudeln lassen.“ ...

Zuletzt spricht der Stadtkommandant folgendes Urteil: „Afra, die stadtbekanntes Hure, wird, so mein Befehl, lebendigen Leibes verbrannt, weil sie sich als Christin bekannte und der kapitolinischen Trias nicht opfern wollte.“

Auf einer Insel im Lech wird ganz schnell ein Scheiterhaufen errichtet und angezündet, und Afra haucht unter Gebeten ihr Leben aus. Ihre einstigen Berufsgenossinnen erwirken die Erlaubnis, den Leichnam von der Insel zu holen. Und siehe, sie finden Afras Körper unversehrt. Er wird dann an Land, 3 km vor

Augsburg, beigesetzt, und damit beginnt jener (wissenschaftliche) Streit um die Heilige Afra und ihr Grab, von dem oben andeutungsweise die Rede war.

In der Ikonographie ist Afra mit Märtyrerpalme und -krone, an einen Baum gefesselt, auf brennendem Holz stehend, eingegangen und in Augsburg, Stuttgart und anderswo zu bewundern.

Vergl. auch 59. afran. ECCE-Heft von 1989, S. 56.

Bischof Reginher (= Reiner, 1064-66) soll jener ‚historische Wessi‘ gewesen sein, der die Afraverehrung von Augsburg nach Meißen brachte. Ihm verdanken wir es letztlich, daß wir ‚auf Afra‘ sein durften.

Verfasser: Dr. phil. Roland Gründel./ (A 39 a)

(1992)

Anschrift siehe Umschlagseite

Hoffnungsvolles Ende einer langen, traurigen Geschichte?

(vgl. S.A. 18/83, 25/86, 33/91)

1. Mit der Schulgründung durch Kurfürst Moritz im Jahre 1550 war die zum ehemaligen Kloster gehörige Kirche im Zuge der Säkularisation ein Bestandteil des staatlichen Schulgrundstückes geworden. Gleichwohl blieb es bei der Verbundenheit mit der örtlichen Kirchengemeinde.

Nachdem diese Entwicklung nun unterbrochen ist, andererseits aber die am Wegfall der Kirche interessierten Kräfte wenig Rückhalt finden, ergibt sich für uns die Pflicht, eine dem Wesen des Bauwerkes entsprechende neue Nutzung vorzubereiten und dabei den geschichtlichen Befund nicht außer acht zu lassen. (Einfügung der Redaktion: Zum gleichen Thema äußert sich Christian-Friedrich Meinhardt, G 1936, mit Brief vom 21.09.1998 an den 2. Vorsitzenden des VeF wie folgt: „Im Gegensatz zur St.-Afra-Kirche in Meißen, die immer eine Gemeindekirche war und von der Fürstenschule mitbenutzt wurde, war die Klosterkirche in Grimma seit der Gründung der Landesschule ‚nur‘ Bestandteil der Schule, niemals Kirche einer eigenen Gemeinde und - wie das Schulgebäude selbst - im Besitz des Landes Sachsen. ... Die Klosterkirche wurde bis 1972 gottesdienstlich genutzt, z.B. in Zeiten der Überholung der Frauenkirche; bis 1937 auch von der Schule St. Augustin. Mein Jahrgang war der letzte, der noch in der Klosterkirche konfirmiert wurde.“)

2. Die von Moritz vorgefundene Kirche war vom Augustiner-Orden i.J. 1435 anstelle eines Vorgängerbaues als auffällig weiträumiger Saal errichtet worden, 50 Meter lang und 12 Meter breit. Das parabelförmige Tonnengewölbe aus Eichenbalken (12 cm x 12 cm) hatte eine Scheitelhöhe von 18 Metern (vgl. Luthers Urteil). Auf die in den Zeiten des romanischen und des gotischen Baustiles üblich gewordenen Quer- und Seitenschiffe hatte die Predigerkirche verzichtet. 10 hohe Fenster mit gotischem Maßwerk entlang der Südseite und 3 Fenster am Ostgiebel sorgen ausreichend für Sonnenlicht.

Die Ostrichtung im Sinne der Erdumdrehung zum Sonnenaufgang besteht unverändert weiter. Die überwiegende Mehrheit der älteren Kirchen betonen mit dieser Ordnung eine Einbindung in die kosmischen Vorgänge und machen zugleich die Gemeinsamkeit untereinander sichtbar.

3. Die Barockzeit brachte in der Höhe der bis dahin freiliegenden Binder eine waagerechte Decke ein (1617) und später ein daran angehängtes flaches Stuckgewölbe (1689); auch längs der fensterlosen Nordwand 3 übereinanderliegende Emporen, die untere mit einem breiten kursächsischen Wappen geziert. Gegenüber hatte, etwa in der Mitte der Raumlänge, die Kanzel ihren Platz. Neben ihr siedelten sich kleine Familienlogen an. An der Ostseite entstand noch eine Empore mit Orgel, wodurch die eindrucksvollen Giebelfenster verdeckt wurden. Darunter, also hinter dem Altar, richtete man Bänke für die Schüler ein. Das Ehrengestühl für die Lehrer stand beiderseits des Altares.

4. Die vor und nach dem 2. Weltkrieg herrschenden Diktaturen haben nichts unternommen, die Kirche instand zu halten. So mußte die örtliche Kirchengemeinde wegen der sich auswirkenden Dachschäden den Gottesdienst in der Kirche i.J. 1972 einstellen. Der nun deutlich einsetzende Verfall ... wurde von den einen mit Sorge wahrgenommen, von anderen als ‚Fortschritt‘ begrüßt.

Das Grundstück mit der Beinahe-Ruine gehört jetzt in die Zuständigkeit der Stadt.

5. In dieser Lage hat der von einer ortsansässigen Firma erneuerte spitze Dachreiter und ein auf neue Stahlkonstruktion gelegtes rotes Ziegeldach - mit Storchennest! - i.J. 1993 ein günstiges Zeichen gesetzt. Der Anfang fordert nun eine Fortsetzung. Alle Maßnahmen müssen sorgfältig aufeinander und auf die spätere Nutzung bezogen sein. Erst in einer lebendigen Benutzung erfüllt sich der Daseinszweck und der Wert eines Bauwerkes. Das erweist sich gerade bei einem Haus mit Spuren früherer Generationen. Ein solches „Denkmal“ ist kein erstarrtes museales Schau-Objekt. Es will sich vielmehr als Basis für zukunftsoffenes Leben bewähren. „Leben in einem Kulturdenkmal“ meint: geschichtsbewußt die eigene Gegenwart in einer Linie mit Vergangenheit und Zukunft sehen.

6. Unser von den noch stehenden Mauern umschlossener Kirchenraum will nach all den Ereignissen nun für eine mehrfache Benutzung da sein: wie schon bisher oft geübt, für Musik und künstlerische Leistungen und kulturelle Veranstaltungen. Zugleich ist darauf Bedacht zu nehmen, daß die ursprüngliche Widmung zum christlichen Gottesdienst ihre Gültigkeit behält. Im Bereich der Klosterkirche ist - wenn auch zeitweise nur formell - der Name des Kirchenvaters Augustinus (354-430) überliefert. Die neuerdings vollzogene Anerkennung und Bestätigung dieses Namens wird auf unser Verhalten eine verpflichtende Wirkung ausüben, so daß es hier nicht bei zeitbedingten Unterhaltungen verbleiben kann. Der Lebenslauf und die Schriften unseres Namenspatrons - sowie seine Nachwirkung in der Kirchengeschichte - sind gerade auch für unsere Lage der Beachtung wert.

7. Alle Benutzungsarten im großen oder kleineren Ausmaß benötigen Nebenräume: Kleiderablage, Waschelegenheit und Aborte, technische Anlage für Heizung und Licht, einige Zimmer oder ein kleiner Saal für einzelne Zusammenkünfte, ein Büro, Lagerräume für Museumsgüter und Weiteres. Das alles kann nicht außen angebaut werden, ist jedoch praktisch in einem neuen Erdgeschoß zusammenzufassen, das mit etwa 3 Meter Höhe bis zur Unterkante der Fensterleibungen reicht. Darüber erstreckt sich dann auf neuem, tragfähigem Fußboden der Kirchenraum mit nunmehr geminderter Höhe. Dessen oberer Abschluß wird von der Form des Dachgerüsts bestimmt.

Es geschieht damit eine lebensmäßige Aneignung der Klosterkirche durch die Umwohner. Das Vorhaben ist durchführbar, sobald von aufmerksamen Beteiligten die erforderlichen Mittel richtig gelenkt werden.

8. Vorher ist jedoch noch ein Problem zu lösen:

Die Untersuchung der Mauern hat am West-Ende der Süd- und der Nordwand je einen 5 Meter breiten Torbogen nachgewiesen, die stumpfe (gotische) Spitze 5 Meter über dem (vormaligen) Erdboden. Diese Tore haben zur Einfahrt bzw. Durchfahrt eines beladenen Wagens ausgereicht. Mit der Wieder-Eröffnung gibt die in den Straßbereich hineinragende Klosterkirche einen Durchgang von der Paul-Gerhardt-Straße zur Klosterstraße frei; das ist für das Verhältnis zur Stadt sehr erfreulich. Das Straßenniveau senkt sich dabei um eine Fußlänge, nach wenigen Schritten verflachend. Der in der Barockzeit an der Nordseite der Kirche angebaute Treppenturm hilft eine Vorhalle abzugrenzen. Die Höhe der Vorhalle und ihr Fußboden bestimmen die Lage des in der Kirche zu planenden Erdgeschosses.

9. Die südliche Dachfläche legt es nahe, die Sonnenenergie zu nutzen. Mit einer sachgemäß angebrachten Solaranlage kann nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch die Umgebung mit Strom versorgt werden. Es entsteht also eine stetige Einnahmequelle.

Dabei ist zu beachten, daß diese Hilfe aus dem Bestand des Gebäudes selbst kommt. Es zeigt sich, daß die Klosterkirche nicht etwa eine Last oder Belästigung ist. Sie bringt zu ihren ideellen Werten auch praktische Erträge hervor.

Verfasser: Joachim Müller (G1922) (24.9.1998)
Ludolf-Colditz-Str. 22, 04299 Leipzig

(Nachbemerkung der Redaktion: Kurz vor Redaktionsschluß wird bekannt, daß vom 3. bis 5. Juni 1999 in Grimma (!) ein Symposium über kirchliche Denkmalpflege in Sachsen stattfinden soll, an dem für den VfF Frau Agricola von der Geschäftsstelle und der 2. Vorsitzende - seines Zeichens Architekt i.R. - teilnehmen und die Anliegen der Ehemaligen vertreten werden.

R.G. am 27. 3. 1999)

Einsturzgefahr....Wahrheit oder nur Vorwand ?

Mit Schreiben vom 10. Februar 1958 teilte der Stellvertretende Direktor der Oberschule Grimma, Herr Meißner, der Abteilung Volksbildung beim Rat des Kreises Grimma mit, daß die Stuckdecke der Aula nicht mehr den Sicherheitsvorschriften genügt und die Aula durch die Bauaufsicht für jegliche Veranstaltungen gesperrt bleiben muß. Vorausgegangen war, daß sich im November 1957 an einer Stelle der Stuckdecke kleine Teile gelöst hatten und heruntergefallen waren. Die Stadtverordnetenversammlung Grimma beschloß daher auf Grund der Begründung durch die Oberschule Grimma den kompletten, „radikalen“ Umbau der Aula, was dann auch in den Jahren 1960/61 erfolgte. Abgeschlossen wurden diese Arbeiten mit der Einweihung der neuen Aula am 17. März 1961.

Nachdem ich im Juli 1998 einen Mann kennenlernen konnte, der als Maurer damals beim „radikalen“ Umbau mit eingesetzt worden war und der - begabt mit einem ausgezeichneten Gedächtnis - mir aus seiner Sicht die damaligen Ereignisse schilderte - und das bestimmt ganz wahrheitsgetreu - , ergab sich für mich die Frage: War die Sicherheit wirklich gefährdet? Oder waren die kleinen losgelösten Stuckteilchen nur willkommener Vorwand, die ehrwürdige, repräsentative Aula der ehemaligen Fürstenschule ob ihrer „christlichen“ und „monarchistischen“ Ausgestaltung als ungeliebtes Relikt vergangener Zeiten radikal umzugestalten in ein Objekt „sozialistischer“ Kultur und Kunst?

Den Erfahrungen des bewußten Maurers nach - der sich übrigens noch sehr genau an die Abrißarbeiten erinnern konnte - muß ich mich für die zweite Variante entscheiden.

Es stellte sich bei Beginn der Abrißarbeiten sofort heraus, daß das Entfernen der Stuckdecke und der Stuckwände infolge ihrer ausgesprochenen Festigkeit für die damit beauftragten Maurer zu einem qualvollen Martyrium ausartete. Der Stuck drohte keinesfalls - wie behauptet worden war - bei der geringsten Erschütterung herunterzufallen (er hatte nur einige unbedeutende Risse). Der Deckenstuck - um den es ja hauptsächlich ging - erwies sich als so fest, daß er mühselig und mit großer Kraftanstrengung gelöst und entfernt werden mußte. Die Stuckdecke war mit 32er (!) Wiener Schrauben befestigt gewesen, so daß die Haltbarkeit auf Dauer garantiert war. Der Einsatz von Hammer und Fäustel genügte nicht, es mußten Brechstangen eingesetzt werden. Wie die Stuckdecke, waren auch die Stuckwände keine Gefahr, sondern fest und in Ordnung. Die Stuckwände reichten von der Decke bis hinunter zur Sockelverkleidung. Letztere bestand aus Holz und reichte bis in die Höhe der hochgelegten Fensterbrüstungen.

Als etwas im Bau Erfahrener kann ich mir nicht vorstellen, daß man sich damals die Mühe gemacht hat, bei dieser Deckenhöhe der Aula - die immerhin durch 2 hohe Stockwerke reichte - eine Gerüstbühne aufzustellen, von der aus man die Stuckdecke hätte überprüfen können. Ein derartiger Aufwand wäre viel zu groß und kostspielig gewesen. Und fahrbare Gerüstbühnen, wie wir sie heute kennen, wird es damals wohl nur selten - wenn überhaupt - gegeben haben. Es wird wohl der Wunsch Vater des Gedankens gewesen sein, die Gefährdung der

Sicherheit mit den wenigen - vielleicht war es auch nur **ein** Stückchen - heruntergefallenen Stuckteilchen zu begründen. Der Zweck heiligt die Mittel!

Das riesige Wandgemälde auf der Muldenseite „Paulus predigt auf dem Areopag in Athen“ und die links und rechts davon befindlichen Gemälde „David als Hirte“ (als Sinnbild für die Liebe zu Gott) und „Der barmherzige Samariter“ (als Sinnbild für die Nächstenliebe) waren angeblich nicht vom Untergrund zu lösen. Sie waren mit Wachsfarben auf Leinwand gemalt und die Leinwand dann auf den Stuck aufgeklebt worden. Also wurden die Gemälde auf brutale Art mit dem Vorschlaghammer Stück für Stück abgeschlagen und damit für immer vernichtet. Diese Gemälde waren Schöpfungen des Dresdener Kunstmalers Moritz Heidel, der sie 1897 vollendet hatte.

Eigenartigerweise waren aber die anderen Gemälde an der Emporen- und an der Bühnenseite ohne Beschädigungen abzulösen vom Untergrund, obwohl sie in der gleichen Technik geschaffen worden waren. Sie stellten Theodor Körner beim Vortrag seines Schwertliedes vor den Lützower Jägern dar (als Sinnbild der Vaterlandsliebe), Schiller zusammen mit Goethe (als Sinnbild für die Liebe zu Kunst und Wissenschaft), Luther und Melanchthon (für Reformation und Schulwesen). Weiterhin schmückten zwei Brustbilder von Kurfürst Moritz und Kurfürst August sowie das kursächsische und das königlich-sächsische Wappen die Aula.

Nach Aussagen des dabei beteiligten Maurers konnten diese Kunstwerke unbeschadet abgenommen werden, wobei die Heimatforscherin Frau Sturm-Francke die gesamte Zeit wie ein Cerberus dabei stand und mit Argusaugen überwachte, daß die Gemälde bei der Entfernung keinen Schaden davotrugen. Nach der erfolgten Abnahme verschwand Frau Sturm-Francke mitsamt allen abgelösten Gemälden, und bis zum heutigen Tage ist nicht zu ermitteln gewesen, wo diese Kunstwerke geblieben sind. Im Grimmaer Kreismuseum befinden sie sich nach Aussage der Leiterin jedenfalls nicht. Eine Randnotiz im Protokoll vom 24.11.1958 besagt, daß auch die Abteilung Volksbildung auf die Bilder verzichtet. Wer hat nun die Gemälde, wo befinden sie sich? Für die Schule wären sie ein sensationeller Gewinn. Das damalige Institut für Denkmalpflege in Dresden hatte nach anfänglichem Zögern auch keinen Wert auf die Erhaltung der Gemälde gelegt.

Interessant war auch die Mitteilung des Maurers, daß auf der Rückseite eines Bruchstückes des Paulus-Gemäldes ein aufgeklebter Zettel gefunden wurde, der den Vermerk trug „Max Pommer - 164 Personen - 2 Jahre daran gearbeitet“. Offiziell war der Schöpfer des Gemäldes der schon erwähnte Kunstmaler Moritz Heidel aus Dresden. Sollte auch er wie viele Künstlergrößen vor ihm ebenfalls Teilaufträge wie in einer Malschule vergeben oder selbst Schüler beschäftigt haben?

Auch die 3 großen, prächtigen Kronleuchter der Aula sind verschwunden. Nach Mitteilung des Maurers wurden sie mit allergrößter Vorsicht abgenommen. Sie sollen angeblich nach Dresden gebracht worden sein. Wohin?

Der genannte Maurer war auch Zeuge der Beseitigung unseres Schulmottos PIETATI VIRTUTI DOCTRINAE, was zur gleichen Zeit wie die Aula-Vernichtung geschah, für mich ein Beweis dafür, daß alles beseitigt werden mußte, was an

die „unrühmliche“ Zeit der Fürstenschulen erinnern könnte, als Fortsetzung der anderen „Glanztaten“ der SED-Partei wie Beseitigung der beiden Stifterfiguren, des Ehrenmals von 1870/71, die Entweihung des Ehrenmals von 1914/1918, die Beseitigung der beiden Brunnenschalen des Innenhofes, die Vernichtung der Bibliothek und des Archivs. Wie harmlos waren da doch die neuen Herren in Sachsen nach 1918, die nur das große Gemälde des Königs Albert aus der Aula entfernen ließen.

Als Ersatz für das Schulmotto wurde ein Brett mit der Aufschrift „Der Sozialismus siegt“ angebracht. Als der mit den Abstemmarbeiten beauftragte Steinmetz Gey (der Vater des jetzigen Landrats Dr. Gey) auch noch die beiden Engelköpfe rechts und links vom Schulmotto beseitigen sollte, weigerte er sich mit dem Hinweis darauf, daß es sich dabei um (große?) Kunst handele. Ihm ist es zu verdanken, daß die beiden Engelköpfe heute noch unser Schulmotto zieren können.

Verfasser: Kurt Schwabe (G 1930)

Grimma, 24.1. 1999

Archivar des VeF

Anschrift siehe Umschlagseite

Paul Gerhardt und Samuel von Pufendorf in einer Ausstellung der Nikolaikirche zu Berlin

Die Berliner Nikolaikirche¹, errichtet vor rund 600 Jahren, blieb in den folgenden Jahrhunderten in ihrer Bausubstanz - sieht man von kleineren Reparaturen und Umbauten ab - weitgehend unberührt. Erst Stadtbaurat Hermann Blankenstein unterzog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts St. Nikolai² einer durchgreifenden Restaurierung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand das stark zerstörte Gotteshaus als nur notdürftig gesicherte und dem Verfall preisgegebene Ruine auf einem freigeräumten Areal in der Mitte der Stadt. 1980/1987 erfolgte dann der an das historisch gewachsene und stilistisch komplexe Erscheinungsbild der Vorkriegszeit anknüpfende Wiederaufbau der ältesten Berliner Pfarrkirche. Seit seiner Fertigstellung fungiert der bereits 1938 entwidmete Sakralbau als Dependance des Märkischen und seit 1995 des Stadtmuseums Berlin.

Zu den Männern, deren Namen mit der Nikolaikirche verbunden sind, gehören auch der evangelische Kirchenlieddichter Paul Gerhardt (1607-1676) sowie der Jurist und Historiker Samuel von Pufendorf (1632-1694). Ihre Biographien weisen zwei hervorstechende Gemeinsamkeiten auf: Beide absolvierten die sächsische Fürsten- und Landesschule im ehemaligen Augustinerkloster zu Grimma und verbrachten später wichtige Jahre ihres Lebens in der brandenburgischen Residenz. Gerhardt absolvierte seine Kandidatenzeit (1643-1651) in Berlin und wirkte zwischen 1657 und 1666 als Diakon an St Nikolai; Pufendorf folgte dem Ruf des Großen Kurfürsten und arbeitete in seinen letzten Lebensjahren als Historiograph am Berliner Hof.

Vorzugsweise als Ort, an dem der „Cantor Nikolaitanus“, Johann Crüger (1598-1662), und der Dichter Paul Gerhardt zur fruchtbaren Zusammenarbeit fanden, gebührt der Nikolaikirche ein Ehrenplatz in der deutschen Musik- und

Literaturgeschichte. Daran erinnern auch zwei Gedenktafeln aus Bronze, die man 1957 bzw. 1962, also bereits vor der Wiederherstellung des Gotteshauses, an der Turmwand der Kirchenruine anbrachte. Das Gerhardt zugeordnete Sterbedatum entspringt allerdings einer Verwechslung, nennt es doch irrtümlicherweise statt des Todestages den Tag der Beisetzung Paul Gerhardts in Lübben.

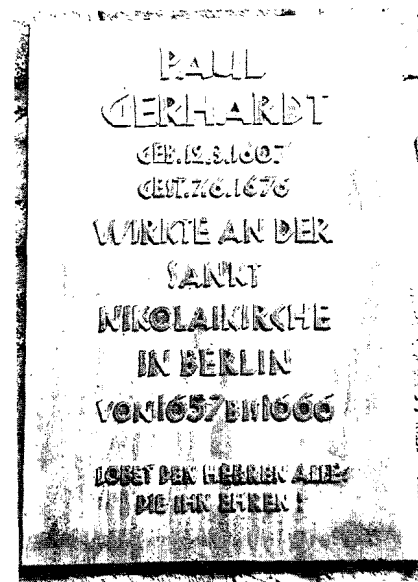
Johann Crüger, dem die „Entdeckung“ Gerhardts zu danken ist, vertonte einfühlsam viele Verse des Freundes und trug so zu ihrer großen Popularität bei; schon früh fanden viele Texte des Dichters Eingang in das Liedgut des Protestantismus. Die zweite Auflage des vom Kantor herausgegebenen lutherischen Gesangbuchs „Praxis Pietatis Melica“ von 1647 enthält 18 Lieder Gerhardts; in der 10. Auflage von 1661 war die Zahl auf 88 Titel angewachsen. In der Ausstellung sind die Ausgaben dieses erfolgreichen Gesangbuchs von 1679, 1690 und 1697 zu betrachten.

Abendmahlskelch, Patene und Weinkanne - Altargerät des 17. Jahrhunderts - verweisen auf das zentrale kirchenpolitische Ereignis, welches Gerhardts zweite Zeit in der brandenburgischen Residenz überschattete, den Berliner Kirchenstreit. Als orthodoxer Lutheraner, der den Eid auf die Konkordienformel nicht der Toleranzbestrebungen des Kurfürsten wegen brechen wollte, geriet der Pfarrer in einen tiefen persönlichen und beruflichen Konflikt. Am Ende des konfessionellen Streites zwischen Lutheranern und Reformierten, der auch die Auffassung vom Abendmahl betraf, stand 1666 die Amtsenthebung des Predigers und zwei Jahre darauf dessen Wechsel ins kursächsische Lübben.

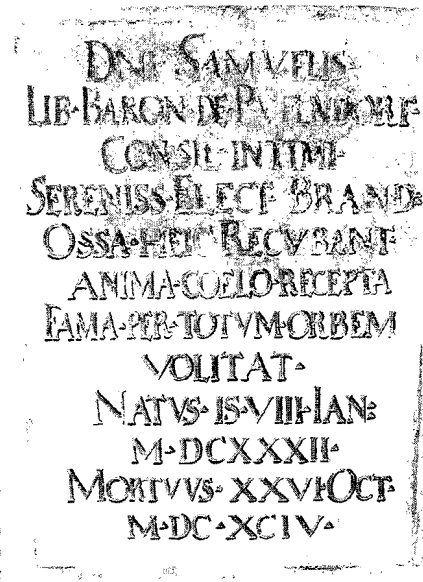
Neben einem kleinen Stahlstich, den Ludwig Buchhorn 1829 fertigte und der das Antlitz Gerhardts in der Art des 19. Jahrhunderts ins Milde verklärt, ist es vor allem das 1862 von Hermann Schweder gemalte Porträt, dem die Besucher von St. Nikolai ihre Vorstellung vom Erscheinungsbild des Dichters verdanken. Das Gemälde zeigt den in sein Amtskleid gehüllten Diakon, in einem Armstuhl sitzend. Auf den übereinandergeschlagenen Knien liegt das Manuskript mit den Anfangszeilen des in Gerhardts Mittenwalder Zeit verfaßten bekannten Passionslieds „O Haupt voll Blut und Wunden“. Die entspannt herabhängende Rechte hält den kurz vorher noch über das Papier geführten Federkiel, die Linke ruht bekräftigend auf der Heiligen Schrift. In den Zwickeln eines hoheitsvoll die Szene überwölbenden Rundbogens notierte Schweder in der Art eines Epitaphs - heute kaum noch zu lesen - den Namen und die Lebensdaten des Dargestellten. Zusammen mit dem prächtigen Bildnis Crügers von der Hand eines seiner Schwiegeröhne, des Hofmalers Conrad Hirt, hing das Gemälde bis 1944 auf dem Orgelchor der Nikolaikirche. Beide Porträts kehrten im Dezember 1997 als mehrjährige Leihgabe des Konsistoriums der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg nach St. Nikolai zurück und sind so erstmals nach dem Krieg wieder einem breiten Publikum zugänglich.

Auch ein weiteres für eine hervorragende Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts geschaffenes Kunstwerk wird nach erfolgter Restaurierung, durch eine Klimakiste geschützt, wieder seinen angestammten Platz in der Nikolaikirche einnehmen: der farbig gefaßte Wappenschild vom Grabmal des Samuel von Pufendorf. 1694 war der berühmte Gelehrte in einer am nördlichen Chorumgang

gelegenen Gruff beigesetzt worden. Die feierliche Leichenpredigt hielt in Anwesenheit des Kurfürsten der mit Pufendorf befreundete pietistische Propst Philipp Jakob Spener, dem die Ausstellung ein eigenes kleines Kapitel einräumt. Der gevierte hölzerne Schild bildete einst das Herzstück eines prunkvollen, die Augen der Kirchenbesucher auf sich ziehenden Wappenaufsatzes, der den an der Kapellenrückwand aufgerichteten Inschriftstein bekrönte. Auf dem schlichten, 1987 restaurierten Stein prangt ein aus vielen, vergoldeten Versalien gebildeter Memorialtext, dessen Inhalt in der Anmerkung⁽³⁾ am Schluß des Beitrags wiedergegeben ist.



St. Nikolai, Berlin-Mitte
Gedenktafel für Paul Gerhardt



St. Nikolai
Namensschild für Samuel Pufendorf

Das Pufendorf gewidmete Ausstellungskapitel stellt die Biographie des im sächsischen Dorfchemnitz geborenen Gelehrten vor, der in Leipzig und Jena studierte, 1660 die Berufung nach Heidelberg als erster Professor für Natur- und Völkerrecht in Deutschland erhielt und zeitweise am schwedischen Hof als Reichshistoriograph wirkte. Gewürdigt wird Pufendorfs Verdienst um ein neuzeitliches säkulares Naturrecht. Insbesondere das kleine Werk „De officio hominis et civis“ galt den nachfolgenden Generationen als eine Art naturrechtliches Kompendium und erfuhr zahlreiche lateinische und neusprachliche Übersetzungen. Die früheste Übertragung ins Französische von 1696 entstammt der Feder des Hugenotten Antoine Tessier, der nach dem Tod Pufendorfs die Vertrauensstellung des Hofhistoriographen bekleidete.

Im letzten Ausstellungsabschnitt wird auf die Berliner Zeit Pufendorfs eingegangen und sein den Taten des Großen Kurfürsten gewidmetes historisches Hauptwerk „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni“, das 1695 postum erschien, präsentiert. Zu sehen ist auch das von J.G. Wolfgang in Kupfer gestochene Bildnis des zum reformierten Glauben konvertierten Diplomaten Paul von Fuchs (1640-1704). Ihm, dem ersten „Kultusminister“ Brandenburg-Preußens, ist maßgeblich die Berufung Pufendorfs zu danken. Der berühmte Wissenschaftler unterhielt auch zu weiteren brandenburgischen Gelehrten und Staatsmännern - erinnert sei nur an den Diplomaten Ezechiel von Spanheim (1629-1710) - vertraute Kontakte. Die Einbeziehung Pufendorfs in das geistige Leben der Residenz erwies sich als Gewinn für die Stadt und beförderte, das verdeutlicht auch die kleine Ausstellung, die Entwicklung Berlins zu einem Zentrum der deutschen Frühaufklärung.

Beide, der protestantische Dichter und der in St. Nikolai bestattete weltläufige Rechtsphilosoph, haben den Namen des Berliner Gotteshauses weit über die Grenzen der Stadt hinausgetragen. Wer mehr über die Gründe hierfür erfahren will, sollte die kleine, auf eine längere Zeit hin angelegte Präsentation in der Nikolaikirche nicht versäumen.

Verfasser: Dr. phil. Knut Brehm (1998)
Schieritzstraße 16, 10409 Berlin

Anmerkungen:

1. Das Originalmanuskript enthielt eingangs eine ausführliche Würdigung von der Geschichte und Architektur der Kirche. Sie wurde aus Platzgründen hier weggelassen bzw. gekürzt.
2. Die nachfolgenden Anmerkungen vom Redaktor des S.A. sind bestimmt für jene 1 bis 2 Leser, die lateinfrei in einem antireligiösen Bildungssystem aufgewachsen sind. Wegen des slawischen Vornamens Nikolai, wegen der berühmten 2 Nicolais - Friedrich (Verleger) und Otto (Komponist) - und angesichts der häufigen, verfremdeten Schreibweise Nicolai(viertel) sei klargestellt, daß Nikolai/Nicolai nichts anderes ist als der Genitiv der Hauptperson des 6. Dezember, Nikolaus, Klaus.
Die Lateinkundigen sind aufgerufen, über die Aussprache und Betonung von eben diesem Genitiv nachzudenken. Auch Petrikirchen sind nichts anderes als Genitive von Petrus, also Peterskirche, -dom.
Selbst ein guter alter deutscher Genitiv ist gut für Verwirrung: In Magdeburg ist das wegen seiner Akustik geschätzte Kloster Unser lieben Frauen ein gen. sing., Kloster der einen Jungfrau Maria, Marienkloster, und nicht ein Kloster der Nonnen = unserer lieben Frauen (als gedachter gen. plur.).
3. Mit dem Wissen um die klassische Latinität entnimmt man dem Memorialtext etwa diese Aussagen: Der Leib des Herren (d(omi)ni) Samuel Freiherr (lib) Baron von Pufendorf, Geheimerater und Vertrauter des erlauchtesten Kurfürsten von Brandenburg, ruht hier. Seine Seele weilt im Himmel, sein Ruhm breitet sich über den ganzen Erdball aus (folgen Geburts- u. Sterbedatum).

R.Gründel: Redaktion S.A.

Wußten Sie schon.....?

Ein Nobelpreisträger malte das Moldanum

Im ersten Schneesturm des Jahres 1998 tasten wir uns vorsichtig über die Schaddeler Höhe durch Schneewehen und kommen wohlbehalten nach Großbothen.

Das Haus „Energie“ liegt mit anderen Nebengebäuden im verschneiten Park des Nobelpreisträgers Wilhelm Ostwald (1853 - 1932), der hier einen Teil seines Lebens verbrachte.

In Riga geboren und dort ausgebildet, erhält er mit 29 Jahren seinen ersten Lehrstuhl für theoretische und analytische Chemie in Riga, und mit 34 Jahren wird er nach Leipzig als Professor für physikalische Chemie berufen. Dieses Institut erlangt Weltruf, 200 Studenten promovieren bei Ostwald, und rund 70 Schüler werden Professoren. Ihm selbst gelingt 1894 die Definition des Begriffs der Katalyse, die bis heute Gültigkeit hat.

Mit 54 Jahren verläßt er die Universität Leipzig und arbeitet seitdem als Privatforscher in Großbothen. 1909 erfolgt die Verleihung des Nobelpreises.

Mit seinen fünf Kindern wandert er viel im Muldental und der lieblichen Umgebung und entscheidet sich dann - um seiner- und der Kinder willen - , Großbothen als ständigen Wohnsitz zu gestalten.

In den Mußzeiten, die zum Auftanken bei dieser enormen wissenschaftlichen Leistung dienen, malt Ostwald.

So auch 1891 die Alma mater St. Augustin von der Stadtwaldseite aus, in Höhe der damaligen Pontonbrücke (Vorgängerin der Hängebrücke), und von dieser aus die sanfte Biegung der Mulde flußaufwärts.

Er malte in Oel - nachdem ihm alle Aquarelle einmal durch Wassereinwirkung verloren gingen - und schuf im hohen Alter „die Ostwaldsche Farbenlehre“, seine - wie er sagte - schönste Aufgabe. Er ordnete die Farben nach Farbton, Weiß- und Schwarzgehalt und schuf Farbnormen, wobei ihm seine physikalischen, chemischen und physiologischen Erfahrungen zugute kamen.

Weit über 1000 Bilder lagern archiviert in den harmonischen Räumen seines Hauses, das heute das einzige Gelehrtenmuseum der letzten Jahrhundertwende ist.

Man kann sich dem Flair der Gelehrtenarbeitsräume nicht entziehen und empfindet beim Blick in den verschneiten Park gleichzeitig das Fluidum der Abgeschlossenheit des autarken Anwesens mit Laborräumen, Scheunen, Ställen, eigener Wasserversorgung und Stromerzeugung.

Wann fahren Sie einmal in die Wilhelm-Ostwald-Gedenkstätte?

Verfasser(in): Etta Agricola
Anschrift siehe Umschlagseite
auf Hinweis von Dr. Reibetanz (G 49)

Tatort „Fürstenschüler“

Unter diesem Titel flimmerte am Sonntag, dem 17. Mai 1998, 20.15 Uhr - also zur allerbesten und begehrtesten Sendezeit - der genannte Fernsehkrimi aus der Tatort-Reihe über den Bildschirm, und zwar auf dem Kanal der ARD. Über soviel Begünstigung wäre jeder Filmproduzent begeistert gewesen. Dieser Film hier war im Auftrage des MDR produziert worden. Trotz Personalunion des Vorsitzenden der ARD und des Intendanten des MDR war die Platzierung unseres Tatortes auf die sonst Tatort-unübliche Sendezeit dennoch eine Überraschung.

Schon seit Mitte Oktober 1997 war aus den Pressemitteilungen lokal bekannt, daß der Film unter dem Titel „Fürstenschüler“ gedreht wird, und zwar im Grimmaer Gymnasium St. Augustin, der ehemaligen Fürsten- und Landesschule St. Augustin (1550-1945). Aus uns nicht bekannten Gründen konnte oder durfte dieser Film nicht am Ort der beiden anderen sächsischen Fürstenschulen - Schulpforta und Meißen - gedreht werden, so daß sich der Drehstab für die Grimmaer Schule entschied.

Wie dann später zu ersehen war, war diese Entscheidung für die Filmhandlung ideal. Für die Wasserleiche - zu Beginn des Films Hauptmotiv - war durch die direkt an der Schule vorbeifließende Mulde genügend und in allernächster Nähe befindliches Wasser vorhanden, was in Schulpforta und in Meißen wesentlich schwieriger geworden wäre.

Der Drehort und der Titel ließen die Erwartungen der Grimmaer und ihrer Anrainer und ganz besonders die der ehemaligen Fürstenschüler - Augustiner wie Afraner - in die Höhe schnellen, obwohl die alten Fürstenschüler sich nicht so richtig vorstellen konnten, was sie mit einem Krimi zu tun hätten. Für die Höhe der Einschaltquote war jedenfalls gesorgt. Nach offiziellen Angaben sollen sich 7,68 Millionen Zuschauer das Spektakel angeschaut haben, was einem Marktanteil von 25,4 % entsprach.

Aber die hochgespannten Erwartungen - besonders die der ehemaligen Fürstenschüler - zerplatzten schon im Verlaufe des Films und wichen einer maßlosen Enttäuschung, sogar Empörung und Entsetzen. Noch bei laufendem Abspann hagelte es in dichter Folge wütende Anrufe, denen dann in den darauffolgenden Tagen und Wochen entsprechend empörte Briefe und Proteste an die Macher des Films beim MDR und ARD folgten. Anlaß dazu war vor allem der völlig deplazierte Titel „Fürstenschüler“.

Was die Filmhandlung bot, hatte absolut nichts mit den Begriffen „Fürstenschule“ bzw. „Fürstenschüler“ zu tun. Sie wurden mißbräuchlich und irreführend verwendet. Vor Festlegung des Titels hätten sich die Produzenten erst mal kundig machen sollen, was umso leichter war, als direkt im Gymnasium - also vor Ort - ein aussagekräftiges Archiv zur Geschichte der Fürstenschulen vorhanden ist. Spätestens dort hätten sie merken können, daß der gewählte Titel im Verhältnis zur Filmhandlung äußerst schwachsinnig erscheinen mußte. Ohne diesen Titel hätte die Filmhandlung an jeder beliebigen Schule gedreht werden können, sofern in deren Nähe genügend Wasser zur Verfügung gestanden hätte, wenn es eben unbedingt eine Wasserleiche hätte sein müssen.

Dem Drehstab hätte auffallen müssen, daß es in der 400jährigen Geschichte der Fürstenschulen generell **keine** Fürstenschülerinnen gegeben hat, daß das Internatsleben, Erziehung und Disziplin ganz anders gewesen sind und daß neben der strengen Schülerauswahl man auch bei den Lehrern von einem höheren Leistungs- und Vorbildmaßstab ausging. Das alles kehrten die Macher unter den Tisch. Auch die laut Drehbuch vorgeschriebenen Texte arteten oft in Geschichtsklitterungen aus, die den in der DDR üblichen oft aufs Haar glichen. Daß nur Söhne reicher Eltern diese Ausleseschulen besuchen durften, verursacht beim echten Fürstenschüler nur ein ungutes Gefühl, weil er es aus eigener Erfahrung besser weiß.

Es verwundert nicht, daß die bei der Presse etablierten Filmkritiker den Film über den grünen Klee lobten (FAZ, SZ, FP, LVZ usw. usf.). Auf Grund ihres mehr oder weniger jugendlichen Alters leiden sie unter der gleichen historischen Unkenntnis wie die Macher.

Die Filmhandlung braucht an dieser Stelle wohl nicht nochmals beschrieben zu werden. Wer von den Fürstenschülern den Film gesehen hat, kennt sie ja, und wer nicht, hat aus Fürstenschüler-Sicht nichts versäumt.

Die Reaktionen von MDR und ARD auf die vielen Protestschreiben von ehemaligen Fürstenschülern - Afranern wie Augustinern - waren unbefriedigend, beschwichtigend, ganz selten einsichtig. Der Protest des Vorstandes des Vereins ehemaliger Fürstenschüler in Person des Vorsitzenden und seine darin verankerte Forderung nach Richtigstellung und Wiedergutmachung zeigte insofern Wirkung, daß der MDR eine Fernsehfirma beauftragt hat, in diesem Jahr ein Medienprojekt „Geschichte Mitteldeutschlands“ zu erarbeiten. Es soll 38 Teile umfassen, wovon in einem Teil auch die Geschichte und Bedeutung der sächsischen Fürstenschulen behandelt werden soll, und zwar in Zusammenarbeit mit unserem Vereinsvorstand.

Nicht verschwiegen soll werden, daß der bewußte Tatort auch sehr positive Beurteilungen erhalten hat; und das sogar aus den alten Bundesländern und von Leuten, die keine Fürstenschüler gewesen waren. Aber die hohen Anerkennungen galten nicht der Filmhandlung, vielmehr dem repräsentativen Schulgebäude und dessen romantischer Lage am Fluß. Das wurde in den höchsten Tönen gelobt.

In unserem Archiv befindet sich eine reichhaltige Sammlung aller Protestschreiben, Antworten der Verantwortlichen von ARD und MDR, Pressebeiträge von Fürstenschülern, Filmkritiken usw. usw.

Übrigens heißt der Drehbuch-Autor Stefan **Kolditz**. Es bleibt zu hoffen, daß er kein Nachfahr des Fürstenschülers aus den dreißiger Jahren Udo **Kolditz** ist. Der war Augustiner.

Verfasser: Kurt Schwabe (G 1930)

Grimma, 28.1.1999

Archivar des VeF

Anschrift siehe Umschlagseite

Anmerkung der Redaktion hierzu siehe nachfolgende Seite (S.968)

Anmerkung der Redaktion:

Der Schriftleiter von S.A. will keineswegs das letzte Wort haben, aber doch gern eine Frage nachschieben und allgemeines Mitdenken anregen: Wie bekannt, verwarft sich der FREI (!) - Staat Sachsen dagegen, daß in einem republikanisch-parlamentarischen Land ein so belasteter-belastender Name wie Fürstenschule(n) gebraucht wird. Recht so - wenn auch lächerlich.

Wieso hat der Freistaat keine Bedenken getragen, daß der MDR den Sendetitel Fürstenschüler wählte? Ach ja, ich vergaß, daß öffentlich-rechtliche Anstalten gänzlich unbeeinflusst vom Staat sind oder sein sollen. Gab's vielleicht im Sender Kräfte, die den im Großraum Sachsen allbekanntesten Fürstenschulen eins auswischen wollten? Weil es so schrecklich erfolgreiche protestantische Schul(gründung)en waren?

Roland Gründel (A 39 a)

Leseraussprache - Leserbriefecke

SAPERE AUDE (S.A.) als Mitteilungsblatt des VeF will nicht nur informieren und gesicherte Erkenntnisse verbreiten, sondern auch Meinungsäußerungen auslösen und Gedankenaustausch anregen.

In diesem Sinne hat der jetzige Redaktor in S.A. 45/98 auf S. 916 Fragen zu S.A. 44/97, S. 844-54 aufgeworfen (Beate Brück, Zur Geschichte der Bibl. St. Afra). Frau Brück, jetzt verheiratete Schott, war so freundlich, unter dem 6.4.99 auf diese Fragen brieflich zu antworten:

1. „Vermehrung der Bibliothek“ (845 unten) meint sehr wahrscheinlich die Erweiterung des Bestandes; denn die von Kurfürst August (1553-86) bereitgestellte jährlich 15 Gulden sind auf der Leipziger (Buch-)Messe zum Kauf von Büchern verwandt worden.
2. Die Problematik des Wassers im Bibliotheksraum („Bassin“, 845 unten) harrt noch der sachkundigen Klärung.
3. Nach dem Übernahmeprotokoll von 1948 kann für die Buchsystematik (S.847 unten) vielleicht nachgetragen werden:
A = afranische Spezialliteratur
B = Theologie
C = verschied. älteres Schrifttum
D = Philosophie
E = nicht belegt
F bis O wie S. 847
P = Geschichte (vielleicht nur Alte Geschichte?)
Q bis X wie S. 848, wobei P und Q noch klärungsbedürftig
Y = Rechts- u. Staatswissenschaften
Z = deutsche Philologie
4. Beim Bibliotheksgedicht - wohl von 1756 - (S. 850) ist am Anfang von Zeile/Vers 5 ‚tatem‘ in ‚tamen‘ zu verbessern und über ‚huc‘ oder ‚hoc‘ unter Philologen zu streiten.

Kurt Binneberg, al. afr. 39a, schlägt für das Gedicht folgende metrische Wiedergabe vor:

Eintreten möge hier jeder, der selbst einmal anschauen möchte,
welche Schätze enthält Afras Bibliothek.
Auch mag aus eigenem Besitze, wer möchte, etwas hinzutun,
wodurch die Bibliothek größeren Glanz noch erlangt.
Nichts aber trage hinweg man, es sei denn, man hat die Erlaubnis.
Bald wird erneuert so sein Afras Reichtum und Kraft.

Nachsatz: Für die Spätlinge auf Afra sei noch erwähnt, daß die Afra-Schulbibliothek ihre letzte Bleibe in den dreißiger Jahren oberhalb der Rektorwohnung hatte, ehe sie dem Schlafsaal 4 weichen mußte.

Verantwortlicher Lehrer für die Bibliothek: Dr. F. Caspari.

Archivzugänge aus den Kreisen der Altafraner und Altaugustiner seit der letzten Veröffentlichung im SAPERE AUDE-Heft 45

- A 1933 Körner, Johannes
- Die transzendente Wirklichkeit Gottes
 - Katholisches Votum zur Existentialen Interpretation
 - Buchbesprechung: Rudolf Bultmann: Jesus Christus und die Mythologie. Das neue Testament im Lichte der Bibelkritik.
 - Freiheit im eschatologischen Glauben
 - Endgeschichtliche Parousieerwartung und Heilsgegenwart im Neuen Testament in ihrer Bedeutung für eine christliche Eschatologie
- A 1936 Kittel, Peter
- Die Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin und ihr Alphabetischer Katalog bis 1974
 - Die Bibliographie „Deutsche Staatsbibliothek 1061-1984“ als Widerspiegelung gesellschaftlicher Wirksamkeit der Bibliothek.
 - Deutsche Staatsbibliothek Bibliographie 1961-1984
 - Deutsche Staatsbibliothek 1661-1961 Bibliographie
 - Die Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz - und ihre Bibliographie
 - Deutsche Staatsbibliothek - Bibliographie 1985-1991
 - Die Mitwirkung der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz - am Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland
 - Aus der Arbeit eines Fachreferenten am Realkatalog der Deutschen Staatsbibliothek

- A 1936 Kittel, Peter - Die Reform der Kataloge und Signaturen in der Deutschen Staatsbibliothek im Jahre 1975
- Bestände aus der früheren Preußischen Staatsbibliothek in Polen
- G 1910 Agricola, Etta (Vater) - Gotthold Ephraim Lessings Werke Band II Kritische Schriften Philosophische Schriften
- „Von Lessing ist keine Notiz zu nehmen“ Zum 250. Geburtstag des Aufklärers vom Gänsemarkt
- GYMNASIEN mit vertiefter Ausbildung Bestandteil staatlicher Begabtenförderung (Kultusministerium Sachsen)
- G 1916 Langner, Johannes - Meine Kriegs- und Gefangenschaftserinnerungen (Manuskript)
- G 1923 Leonhardt, Heinz - König Albert - Ein Gedenkbuch (König Albert und Sachsenland)
- G 1930 Carlowitz, Hans-Christoph von - Video-Kassette:
Fernsehfilm „Fürstenschüler“, Tatort-Reihe ARD-Sendung am 17.5.1998
- G 1936 Behr, Werner - 3 Tonband-Kassetten:
Jakobus Handl (Jacobus Gallus):
Ecce quomodo moritur iustus
Dresdner Kreuzchor
Leitung Rudolf Mauersberger
- sächsisch - das wahre Deutsch
- „St. Augustin“
Sendung des MDR Kultur am 8. 4. 1999
- Gedichte des Pf. Dr. phil. Paulus Wolfgang Friedrich Grössel (1881-1887 Fürstenschüler zu St. Augustin)
- G 1936 Meinhardt, Christian-Friedrich - xxxxxxxxx
Wie die Stadt Grimma zu ihrer Fürstenschule kam (Waldemar Heyde)
(Broschüre zum Jubiläum im Jahre 2000)
- G 1937 Kirmse, Herbert - Lehmann, Christian (A 1622):
Von Unwettern/Tieren in Wald und Haus/
Kuriositäten/Pestilenzen und Spukereien
Erzgebirgsannalen des 17. Jahrhunderts
- G 1942 Gelpke, Harald - Pargoll, Peter:
Allegro Grazioso - Eine Beethovennovelle - (Spielt in Grimma und Schule)

- G 1950 Quietzsch, Harald - Clemen, Otto:
Briefe sächsischer Staats- und Schulmänner an Melanchthon
- G 1950 Quietzsch, Harald - Roth, Friedrich:
Der Einfluß des Humanismus und der Reformation auf das gleichzeitige Erziehungs- und Schulwesen bis in die ersten Jahrzehnte nach Melanchthons Tod
- Elliger, Winfried:
Paulus in Griechenland
Philippi, Thessaloniki, Athen, Korinth
- Hocquel-Schneider, Sabine:
Alte Nikolaischule Leipzig
- Boehmer, Rainer Michael:
Bilder eines Ausgräbers
Die Orientbilder von Walter Andrae 1898-1919 (G 1887)
- Festschrift Armin Tille zum 60. Geburtstag (G 1884)
- Lea, Elisabeth / Wimmers, Gerald:
Planung und Entstehung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (1704 - 1846)- mit Nennung zahlreicher Fürstenschüler
- Pfeilschmidt, Ernst:
Umschau über die Fürstendenkmäler des Hauses Wettin
- Körner, Christian Gottfried (G 1769)
Ästhetische Ansichten - Ausgewählte Aufsätze
- Bertrand, Louis:
Der heilige Augustin
- Zwei Briefe von Adam Siber 1556 und 1557 (Kopien der Abschriften von Studienrat Stephanus um 1940)
- Fürsorge - Entsorge - Nachsorge.
Skizzen zum Schicksal des Kulturgutes der Fürsten- und Landesschule St. Augustin zu Grimma.
Erlebt und aufgeschrieben vom Zeugen
Museum Grimma
- G 1950/51 Schülergemeinschaft - Langenn, Friedrich Albert von:
Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen
2 Bände von 1841
Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation

Lessing

Was mich vom Heutigen trennt?
Der Mann, dessen Denkmal
einst überlebensgroß
im Treppenhaus unserer Schule stand.

Er sei aufsässig gewesen, wurde uns erzählt:
dem Konrektor bot er eine Mauschelle an;
der Rektor nannte ihn ein Pferd,
das doppelten Hafer braucht;
gegen den Hunger des Krieges führte er
seine Mitschüler zum Streik.
Wie einer von ihnen sah ich den Karzertisch,
in den er seine Initialen schnitt.

„Ich wünsche Dir,
daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen werde“,
schrieb er vierzehnjährig
seiner Schwester zum neuen Jahr.

Nie habe ich Geld
angemessen würdigen gelernt.
Stets lebte ich „von der Hand in den Mund“.
Auch im Mangel
fühlte ich mich reich.

Zerloderte mein Dach
und bliebe mir nur ein Handgriff Zeit,
um von meinen Büchern zu retten,
was mir lebenswichtig scheint -
ich faßte zu dem schmalen Band seiner Briefe
und zum „Nathan“, mit dem nach dem Krieg
für mich der Frieden begann.

Entnommen dem Gedichtband „Spätes Erinnern“
von Klaus Steinhaußen A 41:
Armin Otto Verlag Offenbach, 1997 (vgl. S.A. 45, 1998, S. 890).

Nach Redaktionsschluß

...erreicht uns die gedankenreiche Zuschrift eines jüngeren Meißner Fürstenschülers (A 41), die das Spannungsfeld ‚afranischer Dreiklang‘ und humanistische Schulbildung zum Thema hat. Sie wird hier ohne redaktionelle Bearbeitung abgedruckt.

In Gesprächen mit Altafranern - dabei selten mit Mitschülern unseres Jahrgangs 41, aber öfter mit denen älterer Jahrgänge - wird immer wieder auf die christliche Tradition unserer ehemaligen Meißner Schule hingewiesen. Diese Einstellung gegenüber der Geschichte unserer alten Schule wurde besonders in den Bemühungen deutlich, im August 1994 wieder die Inschrift anbringen zu lassen: CHRISTO PATRIAE STUDIIS. Diese Inschrift zierte die Schulpforte aber nur von 1879 bis 1942, also nicht einmal 70 Jahre in der über 450-jährigen Geschichte unserer Schule.

Um nicht mißverstanden zu werden, ich bekenne mich zu meinem Glauben und arbeite seit meiner Pensionierung ehrenamtlich in meiner lutherischen Gemeinde, der ich mich seit meiner Kindheit verbunden fühle. Aber eben darum ist es mir wichtig, die humanistische Tradition der sächsischen Landesschulen, und hier speziell St. Afra, herauszustellen, die schon in der Person ihres Stifters Moritz von Sachsen begründet liegt.

Dieser Fürst, am 21. März 1521 geboren, hatte das Ziel, die Herrschaft der Albertinischen Linie des Hauses Wettin in Sachsen dauerhaft zu festigen, wie die Unabhängigkeit seines Landes gegenüber dem Kaiser und den angrenzenden Herrschaften. Das ist ihm gelungen. In seinen Mitteln, die ihn zu seinem Ziel führen sollten, war er aus heutiger Sicht mitunter skrupellos, niemals aber gewissenlos. So kämpfte er als Protestant auf der Seite des katholischen Kaisers Karl V. gegen den Schmalkaldischen Bund und verlangte nach dem Sieg in der Schlacht von Mühlberg 1547 den Kurhut seines Vetters Johann Friedrich. Schon ein Jahr später bekämpfte er mit Hilfe der Franzosen den Kaiser, um dessen Macht über die Fürsten des Reiches nicht zu groß werden zu lassen, und zwingt ihn zuerst 1548 zum Passauer Vertrag, dem 1555 der Augsburger Religionsfriede folgt.

Am 11. Juli 1553 fällt Moritz als Söldnerführer in der Schlacht von Sievershausen ca. 30 Kilometer östlich von Hannover im Krieg der miteinander verfeindeten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. Er ist 32 Jahre alt geworden.

Im Jahre 1543 hatte Moritz, damals im Alter von 22 Jahren, die zwei sächsischen Landesschulen in Meißen und Schulpforta gegründet und 1550 als dritte Grimma. In ihnen sollten begabte Landeskinder, ungeachtet ihrer Herkunft, zu fähigen und loyalen Beamten, Lehrern, Predigern und Ärzten zum Nutzen des Landes im Geiste des Humanismus, der damaligen Weltanschauung moderner Menschen, erzogen werden. Die scholastischen Schulzänkereien, die an damaligen Landesschulen üblich waren, sollten in diesen neuen Schulen keinen Platz haben. Der neue Schultyp entstand als Konvikt, in dem Lehrer und Schüler zusammenlebten, um

gemeinsam im Geiste des Humanismus zu lernen und zu lehren. Dieses System hat sich über die Jahrhunderte erhalten: das eigentliche „Humanistische Gymnasium“ entstand erst 1809 nach der Reform von Wilhelm von Humboldt.

Mit der historisch fragwürdigen Konstruktion von 1870/71 eines „Deutschen Kaisers von Gottesgnaden“ sowie der politisch ebenso fragwürdigen Kombination von „Thron und Altar“ folgte das Bildungsbürgertum willig einer Tendenz, die mit einer wirklichen Verhaftung im christlichen Glauben wenig zu tun hatte. Sie bewirkte vielmehr eine Entpolitisierung der Gesellschaft bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts hinein, die für Deutschland verheerende Folgen hatte.

Die Idee eines umfassend gebildeten und **unabhängig denkenden Menschen**, die Idee des Humanismus, die der Gründung unserer Schule einmal zugrunde gelegen hatte, ging zugrunde.

Ich habe meine Gedanken hier einmal formuliert, weil ich der Überzeugung bin, es ist notwendig, daß wir uns von falschen Traditionen frei machen. Der Humanismus, der in St. AFRA lebendig war und Generationen von Schülern geprägt hat, wie er seinerseits auch von eben diesen Generationen geprägt wurde, hat noch Aufgaben zu erfüllen. Ich meine nicht das humanistische Gymnasium, sondern den durch gründliche Bildung, sorgfältige Erziehung und vorurteilsfreie Toleranz geprägten und gelebten Humanismus. Wir brauchen ihn nötiger denn je!

Hans-Joachim Pfautsch (A 41)
Brabeckstr. 26, 30559 Hannover

(17.4.1999)

Anschriften des Vereins ehemaliger Fürstenschüler e. V.

Vorstand:

- | | |
|-------------------------------|---|
| 1. Vorsitzender | Prof. Dr. med. Gerhard Pfeifer, (G35), Uhuweg 12 a.
22527 Hamburg, Tel. 040/ 570 35 45 |
| 2. Vorsitzender | Hans-Dietrich Stielau, (A39a), Kneesestr. 2, 22041 Hamburg,
Tel./Fax 040/ 68 65 18, e-Mail HDStielau@aol.com |
| 3. Vorsitzender | Prof. Dr. Wilhelm Lutz, (A42), Schwarzdornweg 4,
65760 Niederhöchstadt, Tel. 06173/ 64 535, Fax: 06173/ 66 170 |
| Kassenführer | Dipl.-Volksw. Fritz R. Köpke, (G35), Barmbeker Markt 42,
22081 Hamburg, Tel. 040/ 209 86 50, Fax: 040/ 20 98 65 79 |
| Schriftleitung
SAPERE AUDE | Dr. Roland Gründel, (A 39a), Florian-Geyer-Str. 101, 12489 Berlin
Tel. 030/ 677 18 07 |
| Geschäftsstelle VeF | Kneesestr. 2, 22041 Hamburg
Tel./ Fax: 040/ 68 65 18, e-Mail: HDStielau@aol.com |
| Vorstandssekretariat | Frau Etta Agricola, (tG10), priv. Wandsbeker Bahnhofstr. 5
22041 Hamburg, Tel. 040/ 68 42 43
gesch. Kneesestr. 2, 22041 Hamburg (Geschäftsstelle) |

Ecce-Bearbeiter:

- | | |
|--------------------|---|
| St. Afra: | Günter Gräfe (A39a)
Oeltzschnerstraße 110, 06217 Merseburg
Tel.: (03461) 50 92 60 |
| St. Augustin: | Werner Behr (G36)
Hoffnung 9, 42929 Wermelskirchen
Tel.: (02196) 53 92 |
| Archivpfleger: | Kurt Schwabe (G30),
Am Rappenberg 1, 04668 Grimma
Te.: (03437) 91 68 13 |
| Konto des Vereins: | Vereins- und Westbank Hamburg
BLZ 200 300 00
Konto-Nr. 1802362 |